

Samuel Wallander

DER MANN, DER
EINEN WALD
NIEDERBRANNT

GESCHICHTEN

N U L L
NP
P A P I E R

Samuel Wallander

Der Mann, der einen Wald
niederbrannte

Kurzgeschichten

Samuel Wallander

Der Mann, der einen Wald niederbrannte

Kurzgeschichten

Überarbeitung und Korrekturen: Null Papier Verlag
Published by Null Papier Verlag, Deutschland
Copyright © 2018 by Null Papier Verlag
1. Auflage, ISBN 978-3-962815-37-0

null-papier.de/633

Das hier veröffentlichte Werk ist eine kommentierte, überarbeitete und digitalisierte Fassung und unterliegt somit dem Urheberrecht. Verstöße werden juristisch verfolgt. Eine Veröffentlichung, Vervielfältigung oder sonstige Verwertung ohne Genehmigung des Verlages ist ausdrücklich untersagt.

N U L L
NP
P A P I E R

null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

Ein Dank des Autors	3
Grabräuber	5
Das Gespräch	40
Eure Majestät	52
Mission zum Roten Planeten	66
Ein 50 Jahre altes Verbrechen	86
Pacta sunt servanda	100
Samstag	114
Oswald	129
Der Mann, der einen Wald niederbrannte	141
Die Rente	154
Flitterwochen mit Zombies	170
Wahrheit und Traum	185

Danke

Danke, dass Sie dieses E-Book aus meinem Verlag erworben haben.

Sollten Sie Fehler finden oder Anregungen haben, so melden Sie sich bitte bei mir.

Ihr

Jürgen Schulze, Verleger, js@null-papier.de

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Ein Dank des Autors

Als mein Verleger Jürgen Schulze mich auf die Idee brachte, meine Kurzgeschichten von einigen Testlesern beurteilen, ja gleichsam korrigieren zu lassen, war ich skeptisch. Aber Herr Schulze beruhigte mich mit dem Versprechen, dass alle Korrekturvorschläge eben zuallererst eines wären: Vorschläge, und dass ich keine von ihnen annehmen müsse.

In meinem Größenwahn setze ich voraus, dass „schon nicht soviel zu korrigieren sei“ – konnte man noch falscher liegen? Kein Satz (mit Ausnahme der Titel) blieb von meinen emsigen Helfern unangestastet. Nicht selten entspann sich über mehrere literarische Ballwechsel hinweg ein sympathisches Necken zwischen Autor und Leser: Sollte man nicht besser ein anderes Wort wählen? Würde ein Betroffener in diesem Moment wirklich schweigen? Warum sollte ein Verbrecher ausgerechnet dieses oder jenes tun? Und (schon profaner, aber nicht weniger wichtig) wenn die Hauptperson zwei Stunden wartet, wieso ist es auf einmal sieben Uhr und nicht schon acht? Und wieso rückt eine Person der anderen wieder zu nahe, wenn sie sich zuvor doch noch gar nicht bewegt hatte?

Ich bin Anette Karle und Georg Kreysch wirklich sehr, sehr dankbar für ihre Geduld, ihren Fleiß, ihre

Ideen und ihre Bereitschaft, einem literarischen Nobody ihre Zeit zu opfern. Ich hoffe, ich kann mich irgendwann irgendwie revanchieren.

Nochmals: danke, Leute!

S. W. 9/18 irgendwo im Mittelmeer

Grabräuber

Rick besah sich den alten Mann, der in seinem Diner nun schon seit einer Stunde an einer Tasse Kaffee schlürfte und mit gleichgültigem Blick mal die Gäste, mal Rick, meistens aber das karge Geschehen draußen auf der Straße musterte.

Der Mann roch nach Knast.

Nicht dass Rick in seinem Leben schon vielen Knastinsassen begegnet wäre, aber dieser war eindeutig einer. Er war so sehr einer, als wäre er einem Drehbuch für eine TV-Serie entschlüpft. Was tat der Mann hier? War er nur ein Kunde unter vielen oder kundschaftete er den Laden aus?

Rick überschlug im Kopf die Einnahmen des heutigen Tages. Die Kasse würde nicht sehr voll sein. Aber was scherte das einen Berufsverbrecher schon? Auch die anwesenden Gäste versprachen bestimmt keinen ergiebigen Fischzug.

Rick ging hinter den Tresen und stellte die leere Kanne ab, um neuen Kaffee aufzusetzen. Er überlegte, ob es wirklich sinnvoll war, dem Fremden den Rücken zuzudrehen, aber innerlich schmunzelte er über seine übertriebene Vorsicht. Dieser alte Mann würde Ricks tristen Alltag nicht durcheinanderbringen, nicht zum Guten und nicht zum Schlechten. Dieser alte Ex-Sträfling – was ja noch zu beweisen wäre – würde nur dasitzen, seine Tasse leeren und

irgendwann verschwunden sein. Er würde verschwunden sein wie ein Geist, wie alle Gäste, die es kein weiteres Mal hierher verschlug. Er würde nichts hinterlassen außer einem Dollar Trinkgeld, einem Gesäßabdruck auf den alten Kunstlederpolstern und vielleicht noch einer Prise seines muffigen Ex-Knacki-Geruchs.

Rick betrachtete die kaputte Espresso-Maschine, von der er noch immer nicht wusste, wie sie richtig zu bedienen war; seine letzte Investition in diesen verdammten Laden, der ihn mit seinen armseligen Einnahmen so gerade eben überleben ließ. Die Rechnungen müssen bezahlt werden, hatte sein Vater immer gesagt, und dann guckst du, was am Ende des Monats für dich übrig bleibt. – Nicht viel, soviel war mal klar.

Als Rick den alten Mann möglichst unauffällig unter die Lupe nahm, verstand er zum ersten Mal in seinem Leben, was »aschgrau« bedeutete. Denn genau so sah das Gesicht des Mannes aus: Es hatte die Farbe von kalter Lagerfeuerasche. Wenn es eine Gesichtsfarbe gab, die dem jahrelangen Aufenthalt hinter Gittern geschuldet war, dann war es dieser Farbton, diese Mischung aus Spuckeweiß und Herbstgrau. Er hatte kurze, ebenfalls grauweiße Bartstopeln, die so aussahen, als würde man mit ihnen Holz schleifen können. Seine Kopfhare waren dünn und braun, aber im Gegensatz zum Bart nur von wenigen weißen Fäden durchzogen, dafür waren sie fettig und sahen aus wie selbst geschnitten. Der Mann hatte dicke Tränensäcke unter den Augen. Immer wenn er die Tasse mit beiden Händen

zum Mund hob, um einen Schluck zu trinken, sah man seine schmutzigen Fingernägel. Seine Finger wiesen verschiedene, grob gestochene Tattoos auf. So wie bei Schulkindern, die sich während des Unterrichts aus Langeweile die Hände mit obszönen Krakeleien bemalten. Eine bemitleidenswerte Figur, vor der man aber dennoch instinktiv auf der Hut war. Nicht so sehr wie vor einem brutalen Schläger, sondern mehr wie vor einem hustenden und schniefenden Fahrgast in einem vollen Reisebus.

Auch wenn der Mann nicht gewalttätig werden würde, fantasierte Rick, konnte er einen bestimmt allein durch eine List oder einen plumpen Zufall seines Geldes berauben. Der Mann roch nach Problemen. Wieder dachte Rick an die paar Scheine in der Kasse. Nein, lieber Ganove, raub uns nicht aus. Am Ende läuft noch was schief, und dann geht einer drauf für eine Summe, die nicht einmal reicht, um eine Nutte zu bezahlen, die noch alle Zähne im Mund hat, eine, die ihre eigene Website betreibt und offiziell als Eskortdame fungiert.

Außer dem Ex-Knacki waren nur noch Hutträger Mike und Fettarsch Murphy anwesend, die jeden Dienstag zusammen zum Hackbraten vorbeikamen. Rick wusste nicht, ob sie Mike und Murphy hießen, aber sie sahen halt so aus wie Mike und Murphy. Und diese Namen waren wohl so gut wie jede anderen. Mike trug immer einen Hut – so einen altmodischen, wie Bogart ihn getragen hatte und der weder zur heutigen Zeit noch zu seinem sonstigen Erscheinungsbild passte, denn abgesehen von seinem Hut trug er immer dieselbe speckige Lederja-

cke und dieselben Bundfaltenhosen. Murphy hingegen war so unglaublich fett, dass seine engen Jeans nur schwer das an der Taille überquellende Fett bändigen konnten. Und jedes Mal, wenn er sich auf die an der Wand festgeschraubte Sitzfläche quetschte, verkrampfte sich Rick, wenn er an die Kosten einer Neuanschaffung dachte. Mike und Murphy saßen immer am selben Tisch, vorausgesetzt dass er frei war, was meist der Fall war, und kauten stoisch ihren Hackbraten; Mike immer mit einem Glas Gratiswasser und Murphy mit alkoholfreiem Bier.

Rick überlegte, was wohl passieren würde, wenn er den Mittwoch zum Hackbratentag machte. Würden Mike und Murphy dann einfach den Tag wechseln oder nur das Gericht? Oder würden sie gar nicht mehr kommen, weil sie das Hühnerfrikassee eines anderen Diners am Mittwoch mehr mochten als seinen Hackbraten? Rick war aber zu träge und auch ein wenig zu mutlos, um die Menükarte, an der er seit Jahren nur die Preise anpasste, zu überarbeiten.

Soeben kamen Mike und Murphy vorbeigeschlurft, sie hatten ihr Mahl beendet. Hutträger Mike nickte zum Abschied kurz in Richtung einer Stelle, die irgendwo knapp hinter Ricks linker Schulter lag. Murphy tat und sagte überhaupt nichts.

Dann waren sie verschwunden und Rick war mit dem Ex-Knacki allein. Ricks Erfahrung nach würde es jetzt bis in den frühen Nachmittag keine Kundenschaft mehr geben, bis die ersten Schüler irgendwann auf einen billigen Burger mit Cola eintrudelten. Diese Leerzeit nutzte er meist, um die Tische

zu säubern, die Grillplatte abzukratzen und sich auf dem Klo einen runterzuholen.

Aber sein letzter Gast schien mit seinem Kaffee so zufrieden zu sein, dass Rick wohl seine Verabredung mit Miss November auf den Abend verschieben musste. Rick polierte einige der Gläser, die griffbereit auf einem sauberen Tuch warteten. Dann seufzte er kurz und nahm ein wenig Tempo aus der Arbeit raus, um nicht zu früh fertig zu sein, denn es würde sonst schnell nichts mehr für ihn zu tun zu geben.

Jetzt schaute sich der Ex-Knacki um und erblickte Rick. Seine Augen ruhten dabei den Bruchteil einer Sekunde länger als notwendig auf ihm. Es war Zeit, Kaffee nachzuschicken.

Rick griff die Kanne, die jetzt wieder randvoll war, und schlenderte zu seinem Gast hinüber. Wortlos goss er nach und hatte sich schon halb wieder abgewendet, als er eine Stimme vernahm.

»Einen Augenblick, Jüngelchen!«

Hatte dieser Halbensch, dieser Mann ohne Zukunft, dieser fingernägelkauende Vollzeitganove ihn wirklich gerade Jüngelchen genannt? Er musste es gewesen sein, niemand anderes war anwesend, und die Stimme war aus seiner Richtung gekommen. Dennoch hatte Rick die kurze Illusion, sich verhört zu haben, und dass sein Gast nur etwas Harmloses, zur Situation Passendes gesagt haben musste, wie: »Was ist das Tagesgericht?«, oder noch besser: »Ich möchte zahlen.«

Er blickte den Mann an, schaute auf sein graues Gesicht, roch seine muffige Kleidung und wartete.

Sollte er wütend sein, sollte er gleichgültig sein? Ja, gleichgültig wäre besser. Bloß nicht beachten – so einen Spinner. Bloß zusehen, dass er verschwindet, und gut ist's!

»Is' ja schon gut, Jüngelchen, nun guck nicht so ... sei froh, dass dich noch einer Jüngelchen nennt.« Er blickte Rick direkt an, so teilnahmslos, wie er zuvor die Menükarte gemustert hatte. Rick hielt dem Blick nicht stand, sondern räusperte sich kurz und tat, als gäbe es auf seinem Handgelenk irgendetwas Spannendes zu sehen.

»Ja?«, sagte Rick schließlich und versuchte damit vorzutäuschen, dass es ihm vollkommen scheißegal war, ob man ihn Jüngelchen, Kellner oder arschloch nannte.

»Ihr habt doch sicherlich Burger. Hmm, oder? So ein richtig leckerer Burger, bisschen blutig, mit frischen Gemüsezwiebeln, aber ohne Senf, denn Senf, weißt du, Jüngelchen, hab' ich noch nie gemocht.«

Rick wusste es, solche Gestalten machten immer mehr Arbeit, als sie erwirtschafteten. Er bevorzugte die Gäste, die still dasaßen, nicht die Sitze über Gebühr vollfurzten und – den letzten Bissen noch im Mund – still ihre Rechnung bezahlten. Aber der Knabe hier, dieser Ex-Knacki, war einer, der eine Sitzecke mit vier Plätzen drei Stunden für eine Tasse Kaffee besetzt hielt und immer wieder andeutete, dass er ja noch auf jemanden warten würde, worauf dann schon die große Bestellung käme, nur um dann unter Zurücklassen des gerade mal passenden Rechnungsbetrages heimlich zu verschwinden. Ja, er bevorzugte Typen wie Mike und Murphy, Typen,

die so regelmäßig kamen wie die staatliche Rentenzahlung, und die immer dasselbe bestellten und ihre Portionen zügig aufaßen.

»Also, machst Du mir einen Burger oder nicht, Jüngelchen?«

Der Ex-Knacki wurde ungeduldig, während Rick abwägte, was mehr Stress versprach: Wenn er den Alten ohne großes Getue einfach rauswarf und das »Geschlossen-Schild« vor die Tür hängte, oder wenn er die Ofenplatte wieder anheizte, um einen Burger zu braten? Er schielte zur Uhr über der Eingangstür. Seine Pause war schon gelaufen, und in einer halben Stunde würden die Schüler kommen.

Rick seufzte deutlich. »Einen Burger. Gurken drauf?«

»Aber sicher doch. Wer isst denn schon seinen Burger ohne Gurken?« fragte der Alte entrüstet.

Ungefähr die Hälfte meiner Gäste, du Idiot, dachte Rick, dann drehte er sich um und ging wieder zurück hinter den Tresen. Dort band er sich wieder die Schürze um, drehte die Platte auf die zweithöchste Stufe und bückte sich hinab zum Külschrank, um die fertig geschnittenen Zwiebelringe vom Vortag und das Fleisch hervorzuholen. Als er sich mit einem Zwicken im Kreuz wieder aufrichtete, erschrak er: Der Ex-Knacki hatte sich in der Zwischenzeit von seinem Platz erhoben und sich lautlos an den Tresen gesetzt, direkt vor seine Bratstation.

»Ich mag den Geruch beim Braten so gern«, sagte er mit einem übertrieben genießerischen Ausdruck in den Augen. Dann hielt er Rick seine leere

Tasse hin. »Kann ich noch einen haben, Jüngelchen?«

Das wird böse enden, dachte Rick, das kann nur böse enden. Er warf ein Stück Bratfett auf die langsam warm werdende Platte, griff sich die noch fast volle Kanne Kaffee und füllte nach.

Diesem Typen würde er heute nicht mehr entkommen. Warum hatte er nicht einen Knopf zu einer Falltür, in der man solche Arschloch-Gäste einfach – wie in einem Bugs-Bunny-Cartoon – verschwinden lassen konnte? Oder einen Raumschiff-Enterprise-Laser, der sie einfach verdampfte? Hundert Gäste lassen dich einfach in Ruhe, da sie selbst in Ruhe gelassen werden wollen. Und der eine, ja, der eine, macht dir einen kurzen Abschnitt deines Lebens unnötig zur Qual – wie eine enttäuschte Ehefrau.

»Oh, Mann, ich sag dir ...«

Rick wusste nicht, wann er und sein Gast sich auf die vertraute Kommunikationsebene geeinigt hatten. Aber schließlich durfte man jeden Sklaven in der Gastronomie wie einen guten Bekannten behandeln, genau wie einen Friseur oder Tankwart.

»... zig Jahre habe ich keine Burger gehabt, zig Jahre. Und jetzt, weißt Du, esse ich sie nur noch.«

Rick nahm nicht an, dass der Ex-Knacki lediglich zig Jahre mit einer militanten Vegetarierin verheiratet gewesen war.

»Ach, was soll's! Dir kann ich's ja sagen, Jüngelchen, was?« Und bei diesen Worten schaute er sich verschwörerisch im Diner um und grinste Rick an. »Ich meine, wir sind ja hier unter uns, oder?« Er

lachte.

»Ich bin Trevor, Trevor Michaels, ich bin 52 Jahre alt. Und von den 52 Jahren habe ich die letzten 30 Jahre im Bau verbracht.«

Ach was, dachte Rick, nein, das hätte ich jetzt gar nicht gedacht! Er legte das Fleisch auf die Platte. Erst jetzt konnte er das künstliche Gebiss seines Gastes bewundern. Es sah aus wie der Mundschutz eines Boxers, zwei blendend-weiße Leisten mit exakt spiegelbildlich verleimten, nahtlosen Zahnreihen. Rick vermutete, dass dieses Modell von den meisten Knackis in diesem Staat getragen werden musste. Hatte er nicht mal gelesen, dass Gefängniszahnärzte den länger einsitzenden sofort alle Zähne zogen und durch ein Gebiss ersetzten, weil das dem Staat langfristig billiger kam? Oder bildete er sich diese Schlagzeile nur ein, weil sie jetzt so naheliegend schien?

»Aha«, sagte Rick, denn allzu unhöflich wollte er nicht sein. Am Ende nahm es einem der Ex-Knacki Trevor noch krumm, wenn man seiner Lebensgeschichte nicht mit dem gebührenden Respekt und einer guten Portion Neugier begegnete. Rick sprach sich selbst wie in einem Mantra immer wieder die drei Ziffern der Notrufnummer vor, um sie im Fall der Fälle auch sicher parat zu haben: Bloß nicht vergessen, bloß nicht vergessen, bloß nicht vergessen. Und: Das Telefon hängt an der Wand neben dem Flaschenregal, an der Wand neben dem Flaschenregal, neben dem Flaschenregal.

»Ja, hätt's du nie gedacht, was?« Ex-Knacki Trevor beugte sich zur Seite, um Besteck aus dem Korb

am Tresen zu fischen. Rick legte noch wortlos einige Servietten dazu. Servietten sollte er haben, so viele er wollte. An Servietten sollte es heute nicht mangeln.

»Danke«, sagte Trevor. »Komm, ich erzähl dir was. Ich erzähl dir, warum ich eingesenen hab. Willst es wissen? Klar willst du, jeder will es wissen.«

Rick erwiderte nichts. Sollte der Ex-Knacki die Erzählung nur schnell hinter sich bringen. Wofür saß man so lange ein? Mord? Raubüberfall? Mindestens. Wie lange mochte die Geschichte schon dauern? Das Fleisch brauchte noch sechs Minuten. Dann würde Trevor hoffentlich Ruhe geben, wenn er seinen heiß geliebten Burger nicht kalt essen wollte.

»Eigentlich hat ja alles ganz harmlos angefangen ...«

Oh Gott, dachte Rick, es wird die lange Variante.

»Klar, sicher, ich war nie so ein angenehmer Bursche. Hab immer schon Ärger gehabt, immer schon. Aber es hätte auch klappen können: Schule, Job, Familie und so. Du weißt schon, was ich meine, Jüngelchen?« Dabei machte er eine gönnerhafte Handbewegung durch den halben Diner, so als wäre es der Traum eines jeden, einmal eine abgewrackte Imbissstube zu betreiben.

»Ich wette, du bist so einer. Immer fleißig in der Schule. Hast Mama die Einkäufe getragen. Und bestimmt hast du deine erste Schulfreundin gleich geheiratet, was?«

Wieder lachte er. Rick nahm nicht an, dass sein

Gegenüber eine echte Unterhaltung wollte, daher schwieg er weiterhin, zuckte nur kurz mit einer Augenbraue und schnitt stumm ein Brötchen auf. Dann warf er die beiden Hälften mit der Schnittfläche nach unten neben das Fleisch auf die Platte.

»Verdammt! Ne, du, lass das mal!« Erschrocken zeigte er auf die Platte. »Ich mag es nicht, wenn das Brot so hart gebacken wird, mag es lieber schön weich, weißt Du?«

Rick nahm die Hälften von der Platte und wollte sie gerade in den Müll werfen.

»Ne, du, wegwerfen brauchst du die auch nicht. Ist schon okay. So lang war's ja nicht.«

Rick stoppte seine Wegwerfbewegung gerade noch rechtzeitig und legte die Hälften auf einen Teller.

»Mit Käse?«, fragte er, bereit sich wieder hinab zum Kühlschrank zu bücken.

»Hab ich einen Cheeseburger bestellt, oder was?« Trevor starrte ihn mit ernsten, schon an der Grenze zur kleinen Wut entlangspazierenden Augen an, nur um dann sofort wieder in ein kurzes, keckerndes Lachen auszubrechen.

»Nur Spaß, nur Spaß, Jüngelchen! Ne, keinen Käse, davon bekomme ich immer ...« Und um es zu verdeutlichen legte er seine flache Hand auf den Magen.

Sieh an, dachte Rick, sogar Knackis bildeten sich ein, an Laktose zu krepieren. Offensichtlich machten Modekrankheiten nicht einmal vor schwedischen Gardinen halt.

»Ach, was ...« Trevor streckte sich, sodass seine

Knochen hörbar knackten. »Ich sag es dir, alles hat mit der Tankstelle angefangen. Aber nein, wenn ich so richtig drüber nachdenke, dann war es doch schon die Schule. Weißt du, ich war kein guter Schüler. Aber wahrscheinlich hätte ich den Abschluss trotzdem noch geschafft. Doch ... sicher ... irgendwie. Unsere Schule wollte jeden durchbringen. Nur, leider bin ich eines nachts betrunken in die Schule eingebrochen, zusammen mit Steve Wagner. Weiß auch nicht, was wir da wollten. Am Ende haben wir einen Papierkorb angezündet. Und dann ging die Sprinkleranlage an und ...« Trevor machte eine Bewegung mit den Händen, die eine wahrhaftige Springflut vom Himmel andeuten sollte. »Ich sag dir, da war wirklich Land unter, wie in der Bibel. Was wir aber nicht wussten, war, dass uns der Nachtwächter erkannt hatte. Der war nämlich ein ehemaliger Schüler gewesen, den hatte ich mal verprügelt. Ha, der hat sich mein Gesicht gemerkt, Jüngelchen. Und da war's natürlich aus mit der Schule. Am nächsten Tag schon tauchten die Bullen – zum ersten Mal in meinem Leben übrigens – bei meinen Eltern auf. Mein Alter war meist besoffen und arbeitslos, meine Mutter meist traurig und arbeitslos. Ich schätze, damit kommt man nicht weit im Leben, was?«

Trevor machte ganz kurz ein betrübtes Gesicht. Aber Rick bezweifelte, dass sein Gegenüber wirklich wegen seiner schlechten Startchancen ins Leben betrübt war. Vielmehr wirkte er, als wäre er stolz darauf, einen Lebenslauf der weniger schmeichelhaften Art präsentieren zu können.

»Ja, Jüngelchen, da bin ich dann in ein Erziehungslager gekommen. So eine Art Sommercamp mit Stacheldraht. Die wollten uns alle im Schnelldurchgang wieder auf die richtige Bahn lenken.« Trevor machte eine Lenkbewegung, die einen Schlingerkurs darstellen sollte.

»Aber weißt du was«, fuhr er fort, »dort haben wir erst recht gelernt, worauf es ankommt im Leben: Nämlich keinen zu verpfeifen. Wir haben zu allem Ja und Amen gebrüllt. Dort habe ich Hockney getroffen. Seinen richtigen Namen habe ich erst später vor Gericht erfahren. Der hat mir erzählt, wie einfach es wäre, Tankstellen zu überfallen. Dass die immer was in der Kasse hätten, vor allem nachts und am Wochenende. Und dass die Kassierer da bestimmt keine Helden seien. Weißt du, damals gab es auch noch nicht überall Kameras. Da konnte man sogar in aller Ruhe mit seinem eigenen Auto vorfahren und Benzin klauen.« Wieder lachte er.

»Wir hatten nur eine Kanone, einen alter Polizeirevolver. Weiß nicht mal, ob der funktionierte. Ach, ich weiß nicht mal, ob der geladen war. Hockney hatte den die ganze Zeit. Ich sollte nur mit einem Baseballschläger an der Tür stehen und die Kunden verscheuchen. Und ich guck noch so zu Hockney rüber, ich war so aufgeregt, verdammt! Ich schau, was er macht. Er brüllt, keine Ahnung mehr, was. Irgendwas von wegen ›Geld her!‹ und so. Weißt schon, was man so brüllt, wenn man eine Tanke überfällt. So, wie man es halt im Fernsehen sieht. Der Typ am Tresen war echt die Ruhe selbst. Der rührte sich gar nicht. Dem war das völlig egal. Und

Hockney brüllt und brüllt. Aber nichts, der Typ, völlig kalt. So als würde er nur ein altes Mütterchen bedienen. Und Hockney immer noch am Brüllen und mit der Kanone am Fuchteln. Und da bückt sich der Typ hinter den Tresen. Ich denk noch, Scheiße, der will in Deckung gehen. Da kommt er wieder hoch mit einer riesigen – ich sag dir – schieß riesigen Schrotflinte im Anschlag. Die ist so groß, dass er einen Schritt zurückmacht, weil der Lauf so lang ist. Ehrlich! Und dann ... Bumm! ... kippt Hockney um, ohne Kopf, oder besser: nur noch mit halbem Kopf. Der Typ hatte ihm einfach so in den Kopf geballert. Ein Schuss war genug. Ich bin nur noch raus, bin gerannt wie ein Irrer, wie nie wieder in meinem Leben. Bin so gerannt, bis ich umgefallen bin. Irgendwohin, nur weit weg von der Tankstelle und von Hockney-ohne-Kopf. Und als ich wieder so ein bisschen Luft hatte, da stand da ein Bulle vor mir. Auch mit gezückter Kanone, ein ganz junger, nicht viel älter als ich. Tja, und der hat mich dann verhaftet. Ich weiß noch, dass ich völlig im Arsch war. Ich hatte mir in die Hosen gepisst und alles. Und als mir der Bulle mit zittrigen Händen die Handschellen anlegte, habe ich mir auch noch selbst auf die Füße gekotzt. Toll was!«

Rick wendete das Fleisch und stellte Ketchup und Senf auf den Tresen. Dann nahm er nach einem vorwurfsvollen Blick Trevors den Senf wieder weg, was dieser mit einem wohlwollenden Lächeln quittierte. Rick musste schon zugeben, dass das die beste Geschichte war, die ein Gast bisher von sich gegeben hatte. Zumindest die beste Geschichte, in

der tatsächlich auch ein Körnchen Wahrheit liegen konnte.

»Dafür gab es zehn Jahre, Jüngelchen. Und ich hatte gerade mal meinen Führerschein gemacht. Zehn Jahre verschärften Knast. Es wären noch mehr geworden, hätte ich auch eine Kanone gehabt. Zehn Jahre mit den übelsten Burschen, die du dir vorstellen kannst. Da musst du mitmachen und selbst so ein Schweinehund werden, sonst gehst du drauf. Die riechen, wenn du keine Eier in der Hose hast. Und dann bist du nur das Püppchen für die, dann bist du am Arsch. Ich hab mir immer wieder gesagt, ne, Trevor, du wirst niemandes Püppchen, ganz sicher nicht. Selbst wenn ich dafür noch länger einsitzen muss. Also habe ich direkt dem Ersten, der mir dumm kam, mit einer spitz zugefeilten Zahnbürste in den Hals gestochen. Der Typ hat's noch bis in die Krankenstation geschafft, da haben sie ihn wieder zusammengeflickt.« Trevor zuckte mit den Schultern, und Rick fühlte sich zum ersten Mal nicht nur unbehaglich, sondern auch ängstlich.

»Aber hey, die anderen haben alle dicht gehalten. Keiner hat geredet, nicht mal der Typ selbst. Von da an hatte ich meine Ruhe. Keiner nahm mir was weg, keiner wollte mir an den Arsch. Verdammte, ich hätte was ändern können in meinem Leben. War doch noch keine zwanzig. Aber da war es schon zu spät. Ne, du, ehrlich. Einen faulen Apfel bekommst du nicht mehr glatt poliert. – Warst du schon mal im Knast?« Trevor antwortete selbst, bevor Rick zu Ende gegrübelt hatte, ob die Frage ernst gemeint war. »Nein, natürlich nicht. Immer brav ge-

wesen im Leben. Hab ich recht? Ist auch besser so. Wirklich, ist auch besser so.«

Trevor holte kurz Luft und starrte an die Decke. Er überlegte, ob er weitererzählen sollte. Aber natürlich, was blieb ihm denn jetzt noch anderes übrig? Es fehlten ja noch zwanzig Jahre. Eine gute Geschichte muss immer zu Ende erzählt werden. Kein Mensch braucht eine nur halb zu Ende erzählte Geschichte.

»Dort ging es erst richtig los, da war der Jugendbau wie ein Luxushotel. Nur Abschaum, wohin du auch geschaut hast. Alle liefen wie Raubtiere in ihren Käfigen, immer auf und ab. Du durftest nie jemandem in die Augen schauen, sonst war gleich der Teufel los. Jede Gelegenheit war gut genug, um Dampf abzulassen. Du guckst zu lange? – Bamm, hast gleich eine auf Mauls bekommen!« Und dabei schlug er sich mit der Faust klatschend in die Handfläche.

»Aber Ronaldo, der war okay. Zumindest dachte ich das damals noch. Der war mein Zellkumpan. Bischen älter, auch bewaffneter Raubüberfall. Er hatte schon ein paar Jahre runter, als ich dazukam. Er hatte schon mitbekommen, wie ich den anderen plattgemacht hatte. Da waren die Fronten klar, du fickst mich nicht und ich fick dich nicht.« – Rick wusste jetzt gar nicht, ob das mit dem »ficken« buchstäblich gemeint war oder nur sinnbildlich ... gut möglich, dass es beides war.

»Weißt du, Jüngelchen, was wirklich das Schlimmste ist?«

Trevor wartete die Antwort nicht ab.

»Wirklich schlimm ist, dass du im Scheißhaus eines anderen lebst. Ehrlich.«

Rick machte ein fragendes Gesicht.

»Klar, hast ja keine Ahnung, was ich meine! Das Scheißhaus ist in der Zelle, nur hinter einem Vorhang. Jetzt kapiert? Der andere geht kacken, während du gerade eine Zeitschrift liest. Ich sag dir, das ist wirklich das Schlimme am Knast. Nicht die Mauern oder der Zoff mit den anderen oder die Langeweile, ne, die Tage bekommt man schon rum. Nein, schlimm ist, dass du nach einem Tag weißt, wie die Scheiße von deinem Zellkumpan riecht. Toll was?« Trevor verzog angeekelt das Gesicht.

»Ronaldo, ich sag dir, das war ein komischer Vogel. Der kämmte sich jeden Tag stundenlang die Haare vor dem Spiegel, richtig eitel der Bursche. Dabei sah er eigentlich ganz normal aus. Nicht schwul oder so, nur total eitel. Stundenlang fummelte er überm Waschbecken an seinen Haaren herum. Mal den Scheitel nach links, mal nach rechts. Dann hielt er sich einen Handspiegel in den Nacken, um sich von hinten noch besser abzuchecken. Und dabei summte er immer – keine Ahnung – was. Es war kein Lied, das ich kannte, nur so eine öde Melodie. Wer weiß, vielleicht hör ich die eines Tages im Radio, Jüngelchen, dann geb ich dir bescheid.« Und er lachte wieder.

Rick nahm das Fleisch von der Grillplatte und legte es auf eine Brötchenhälfte. Dann legte er noch Gurken obenauf.

»Zwiebeln?«, fragte Rick. Trevor nickte, also packte Rick noch einige Zwiebelringe dazu und

stellte den Teller mit einer knappen Bewegung auf den Tresen.

Trevor tippte mit dem Finger an seine zwischenzeitlich wieder geleerte Tasse, bevor er sich des Burgers annahm.

»Man, wirklich, der sieht gut aus.« Er bestaunte sein Essen tatsächlich von der Seite. »Und sogar ein wenig Saft kommt noch an den Seiten raus. Mann, lecker, wunderbar. Genau so soll es sein, was?«

Rick goss aus der Kanne nach, kippte den Rest des Kaffees weg und setzte neuen auf. Währenddessen drückte Trevor noch Ketchup aufs Fleisch, platzierte die Zwiebeln und Gurken schön in der Mitte, damit nur ja nichts nach außen fiel, und klappte die obere Brötchenhälfte drauf. Dann führte er den Burger zum Mund, sprach dabei aber weiter.

»Viele im Knast labern den ganzen Tag nur von Gott und der Welt. Was sie alles tun würden, wenn sie endlich rauskommen, welchen Weibern sie es besorgen würden und wie ... ha! ... oder dass sie ihren Anwalt, ihren Ex-Partner oder die Frau abmurksen würden. Wirklich, sind immer dieselben Sprüche, die man hört. Ich mein, worüber sollst du sonst reden? Kunst und Karriere? Ha!«

Trevor biss genießerisch mit seinen Kunstzähnen in den Burger und schloss kurz die Augen, während er am ersten Bissen kaute.

»Wirklich, Jüngelchen, ganz große klasse. Wirklich.«

Rick ertappte sich dabei, erleichtert und auch ein wenig stolz zu sein. So als würde das Lob eines Langzeitsträflings dem eines Küchenkritikers na-

hezu gleichkommen.

»Ronaldo war da anders, der hat nicht so viel gelabert. Der fummelte immer nur an seinen Haaren rum. Und eines Tages, so als würde es ihm so gerade eben einfallen. So, Zack!, während er sich Gel in die Haare schmiert, da sagt er: ›Trev, pass auf. Ich kenne eine Bank, die sieht von außen nicht so klasse aus. Aber dort werden die Löhne von 'ner Fabrik gebunkert. Interessiert? ... Wir besorgen uns einen Wagen. Gleich in der Nähe ist eine Schnellstraße, da kommen wir fix weg. Was meinst du?« – Ja, so war das mit Ronaldo. Da hörst du echt jahrelang – wirklich jahrelang – so gut wie nichts von dem Typen mit dem du ein Zimmer teilst und dann schlägt er dir vor, eine Bank auszurauben.«

Mittlerweile hatte Trevor den halben Burger aufgegessen. Ketchup und Krümel zierten seinen Mund. Er nahm einen Schluck Kaffee, um einen weiteren Bissen herunterzuspülen.

»Hmm hmm, das ist wirklich ein leckerer Burger.«

Rick sehnte sich nach Kundschaft, weil er hoffte, Trevors Redefluss würde dann einfach versiegen. Er würde dann aufessen oder am besten gleich ganz verschwinden. Aber es kam niemand. Verdammt, während der ganzen Zeit hatte er draußen nicht eine einzige Person vorbeikommen gesehen, weder zu Fuß noch im Auto. Es war einfach zu heiß, um sich auf der Straße herumzudrücken.

»Kennst du Grover's Gate?«

»Die Stadt unter ...«

»Ja, genau, die Stadt unter dem verdammten, ver-

schissenen, verflochtenen Staudamm, den die Arschlöcher da ganz frisch hingebaut haben.«

Trevor hatte aufgegessen und lehnte sich zufrieden zurück, auch wenn seine Worte düster klangen. Er wischte sich den Mund ab, zerknüllte die Serviette mit beiden Händen zu einer kleinen Kugel und warf sie auf den Teller.

»Das war lecker. Danke, Jüngelchen.«

»Noch einen?«, fragte Rick automatisch, noch bevor er sich auf die Zunge beißen konnte.

»Ne, du, lass mal. Ich muss ein wenig auf meine Linie achten.« Er klopfte sich mit beiden Händen auf den Bauch.

»Aber ... wo war ich stehen geblieben? Ach, ja, Ronaldo und die Bank. Das war das Erste, was wir machten, als wir draußen waren. Nur der Gedanke an den Überfall hat uns die letzten Jahre da durchstehen lassen. In einer stillen Ecke auf dem Hof, wo uns kein Wärter hören konnte, haben wir immer wieder darüber geredet. Er hat davon geschwärmt, wie leicht es sei, eine von diesen Kleinstadtbanken auszurauben, immer dann, wenn mir Zweifel kamen. Man müsse nur früh genug da sein, wenn noch kein Kunde da sei, dann könne gar nichts passieren. Und überhaupt, keiner würde heute noch den Helden spielen, wären sowieso alle versichert. Und so weiter und so weiter. – Wie bei der Tanke, du erinnerst dich? Ach, verdammt, warum falle ich nur immer wieder auf so ein Geschwätz rein? ... Ich weiß auch nicht.«

Trevor pulste mit den Fingern zwischen den eigentlich spaltlosen Zähnen herum.

»Ich glaube, jeder da drin hatte so einen doofen Traum, um nicht verrückt zu werden. Aber wir, Ronaldo und ich, haben die Sache dann auch knallhart durchgezogen. Die Bank war wirklich klein, kaum größer als ein Schnapsladen. Ein Schalter von Wand zu Wand, abgeschirmt durch Panzerglas. Dahinter dann die Büros und der Tresor. Also dachten wir uns, wir warten, bis einer der Angestellten vor der Tür steht. Klar, wenn die erst mal hinter dem Glas sitzen, kommt man nicht mehr ran. Wir haben also früh morgens in einem Auto gleich gegenüber gewartet. Der erste Besucher musste dann ein Angestellter sein – logisch, oder? Da haben wir uns aber gründlich getäuscht, der erste Besucher war eine Putzfrau. Zum Glück konnte man gleich erkennen, dass das keine Angestellte war. Irgendwann kam dann auch noch jemand, der schon mehr nach Bankmensch aussah: Anzugträger, jung, mit Kaffeebecher und so. Er telefonierte noch aufgeregt vor der Tür, wahrscheinlich mit seiner Frau. Das war noch was neues, damals gab es noch nicht so viele tragbare Telefone; und die waren auch viel größer als die Dinger heute. Ha! Jedenfalls konnten wir uns so in aller Ruhe in Stellung bringen. Es galt, den Moment zu erwischen, bevor er vielleicht auf die Idee kam, die Tür bis zum Eintreffen des nächsten Mitarbeiters wieder zu verriegeln.«

Rick verschränkte die Arme und hörte gebannt zu. Da öffnete sich plötzlich die Tür. Ein Schüler, vielleicht 14 Jahre alt, steckte seinen Oberkörper rein, erblickte Rick und den augenblicklich verstummen Trevor und nickte kurz. »Hi«, sagte er. Dann

schaute er sich um, eine kleine Ewigkeit. – Und dann verließ er den Diner wieder.

»Tja, Jüngerchen, heute machst du kein großes Geschäft, was? – Ach, scheiß auf die Diät, komm' mach mir noch einen Burger!«

Rick war erleichtert, wieder etwas mit seinen Händen anfangen zu können, als Trevor den Faden seiner Erzählung erneut aufnahm.

»Wir steigen also aus, jeder mit einer Pistole in der Jackentasche und gehen ganz langsam auf den Knaben zu, der gerade sein Gespräch beendet. Er scheint ein wenig genervt zu sein. Er trinkt noch seinen Kaffee aus, wirft den Becher in den Rinnstein. Er hat echt wirklich keine Lust auf seinen Job, das merkst du gleich. Ronaldo und ich sehen völlig normal aus. So wie zwei einfache Kunden, die nur ein wenig zu früh dran sind und jetzt warten müssen. Locker plaudernd kommen wir an. Ich weiß noch, dass der Anzugträger irgendwas sagt, von wegen, die Bank mache erst in einer halben Stunde auf oder so. Ronaldo sagt nur: ›Das wissen wir‹ und hält ihm im nächsten Moment seine Pistole direkt unter die Nase. So richtig, Klick!« – Und dabei formte Trevor Finger und Daumen zur Pistole und hielt sie vor sich in die Luft.

»›Wir sind ganz spezielle Kunden und möchten gerne zuerst bedient werden‹, sagt Ronaldo und greift sich den Typen. Ich glaube, der hat sich am Ende mehr über sein zerknittertes Hemd als über den Überfall geärgert. Ich sag ja, keiner will mehr Held sein ... Naja, ist ja auch nicht sein Geld, aber sein Anzug, oder? Ha! ... Drinnen wischt die Putz-

frau noch rum. Die bekommt einen Mordsschreck. Warum denn? frage ich dich. Von ihr wollen wir doch nichts. Wir wollen nur die Kohle! ... Ronaldo nimmt dem Anzugträger den Schlüssel ab und versperrt die Eingangstür wieder. So ganz normal, so als ob nichts wäre. Alles läuft noch wie geplant. Wir warten noch auf den zweiten Angestellten. Da muss noch jemand kommen, immer. Und wir wollen nicht überrascht werden. Also, paar Minuten später hören wir, dass jemand die Tür aufsperrt. Es ist eine Frau, in einem grauen Kostüm, bisschen älter schon. Keine Augenweide, wenn du verstehst, Jüngelchen. Und die ist ganz die Ruhe selbst. Die guckt, als wären wir normale Kunden. Echt, so was hast du noch nicht gesehen. Als wären wir nur da, um ein Konto zu eröffnen oder so. Klar, wir haben Pistolen, die weiß schon, wo es lang geht. Aber die will uns nur loswerden, so als müsse sie viel dringender aufs Klo.

Ich weiß noch, die ersten Worte, die sie sagt: ›Für den Tresor müssen wir bis 8 warten, der hat eine Zeitschaltuhr, da kommt keiner drum herum.<

›Na klar, doch Mam'. Nur keine Panik<, sagt Ronaldo. ›Wir schnappen uns das Geld, sobald die Klappe aufgeht, dann sind wir auch schon wieder weg. Und niemand wird verletzt.<

Der Anzugträger steht die ganze Zeit in der Ecke und zittert, er schaut völlig verwirrt mit offenem Mund. Aber er sagt nichts, das war schon mal gut. Die Putzfrau ist nur leise am Flennen und guckt die ganze Zeit auf den Boden. Nur die Kostümtussi ist ganz locker und blickt ab und an auf ihre Uhr.

Fehlte nicht viel, und sie hätt' uns einen Kaffee angeboten. ... Ach, wenn wir schon dabei sind ...« Trevor hob seine Tasse hoch, die noch halb voll war. »Der ist schon kalt!«

»Ist schon komisch, oder«, fuhr Trevor fort, »die, die sich keine Sorgen zu machen braucht, stirbt vor Angst. Und die Einzige, die wirklich Stress bekommen könnte, ist kalt wie Eis. Versteh einer die Frauen, was?«

Rick kam der Gedanke, das dieser Ex-Knacki eigentlich nicht viel von Frauen wissen konnte. Im Grunde war er seit der Schule ständig eingesperrt gewesen. Rick grunzte kurz bei der Vorstellung, dass Trevor mit Sicherheit noch Jungfrau war – aber vielleicht nicht, was seinen Arsch betraf! Dann drehte er sich um und werkelte länger als notwendig an der Kaffeemaschine herum, damit sein Grinsen nicht auffiel.

»Ja, und so warten wir halt. Ronaldo vorne beim Anzugträger und der Putzfrau, und ich hinten zusammen mit der Kostümtussi gleich beim Tresor. Du, der sah gar nicht so groß aus. Ich hatte mehr mit einem Ungetüm wie in Goldfinger gerechnet oder so, so ein Teil, wo man richtig reinmarschieren kann. Aber unserer war nur knapp so groß wie ein Kühlschrank und war noch nicht einmal in der Wand eingebaut, stand einfach so mitten im Raum. Und pünktlich um acht piept es kurz, und die Kostümtussi meint nur: »So, jetzt kann ich aufschließen.« Dann kramt sie ihren Schlüssel hervor und öffnet damit die Tresortür. Ich war total aufgeregt, hatte schon richtige Bauchschmerzen. Und mitten

im Tresor lagen genau ...« Trevor machte eine dramatische Pause und hielt seine Hände vor sich, als würde er die Größe eines erst kürzlich von ihm gefangenen Fisches verdeutlichen ... »zwei Pakete mit Geldscheinen, schön gebündelt, eingeschweißt in Folie, beide exakt gleich groß. Und ich sag' nur: ›Wie viel?‹, und sie sagt: ›Zweimal 250.000‹ Was für ein Wahnsinn, Jüngelchen. So viel Kohle, direkt abgepackt wie Fleisch beim Metzger. Und gar nicht mal so schwer. Konnte man prima mitschleppen. So, aber was jetzt? Wir haben das Geld, aber auch drei Geiseln. Ehrlich, Jüngelchen, Ronaldo und ich hatten überhaupt keinen Plan, wie es jetzt weitergehen sollte. Fast so, als hätten wir nie damit gerechnet, überhaupt erfolgreich zu sein. Ha! Am Schluss sperrten wir alle in so einen kleinen Pausenraum mit Gittern vor den Fenstern. Ich sag dir, wir hätten sie auch fesseln sollen ... Wir waren gerade durch die Tür, als der Alarm losgeht. Und ich mein jetzt nicht so ein Piepen wie von einem Rauchmelder. Oh, nein, das war so richtig laut. Das konnte keiner überhören. Das beschallte die halbe Stadt. Wir ranneten zum Wagen, jeder mit einem Paket unterm Arm und seiner Waffe in der Hand. ›Wie in einem schlechten Film‹, hab ich die ganze Zeit nur gedacht. Und da Zack! ist es passiert. Ich leg mich an der Bordsteinkante auf die Fresse, knalle so richtig aufs Pflaster und bin weg, so richtig weg, meine ich. Kurzschluss, einfach zusammengeklappt. Weiß nicht, wie lange, paar Sekunden nur? Der Alarm war immer noch am Bimmeln, als ich mich wieder aufrapple. Und man konnte schon die Scheißbullen

mit ihren Scheißsirenen hören. Mein Geld hatte ich zum Glück noch, das, ne du, das konnte mir keiner wegnehmen. Nur meine Kanone war weg, keine Ahnung, wo. Und Ronaldo auch. Kein Auto, keine Kanone, kein Ronaldo. Das Arschloch hatte mich sitzen lassen. Peng! Toll, was?«

Trevor schaute Rick mit großen Augen an, als würde er die größte Ungerechtigkeit der Menschheitsgeschichte beklagen.

»Weg, einfach weg!« wiederholte er. Rick bemerkte überrascht, dass ihn die Geschichte doch mitgerissen hatte.

Trevor strich sich durch die strähnigen Haare. Das Erzählen der Geschichte hatte ihn angestrengt, auch wenn Rick vermutete, dass er sie schon mehrmals zum Besten gegeben hatte.

»Ja, und da bin ich einfach losgerannt. Wusste ja nicht, wohin, einfach drauf los. Irgendwelche Straßen lang. Es war noch ziemlich ruhig in der Stadt, paar Autos fahren, aber Menschen waren keine zu sehen. Und beim Rennen dachte ich immer nur: ›Sie kriegen dich, sie kriegen dich.‹ Denn das war mir da schon klar, dass ich ohne Auto nicht wegkommen würde. Und ohne Kanone auch kein Auto, klar, ne?!« Rick nickte zur Bestätigung, als würde er sich mit einem alten Kumpel über einen defekten Vergaser unterhalten.

»Und ich weiß nicht, wie und wieso, aber auf einmal bin ich an einer Kirche, genauer, gleich dahinter. Da gab es einen Friedhof.«

Rick nickte wieder und stellte den frischen Burger auf den Tisch. Dann sagte er: »Ja, die kenne ich.

Ist die einzige katholische Kirche im ganzen Landkreis.«

Trevor verzog das Gesicht als würde man ihn beleidigen. »Was denn, auch noch Katholiken? So Papstfreunde? Ach, du Scheiße, wusste ich ja gar nicht. Egal, da war ein frisches Grab.«

»Wie?«

»Eben ein frisches Grab. Wo sie einen unter die Erde gebracht habe. Eben ... neu. Sag mal, Jüngelchen, du bist aber schwer von Begriff.«

Rick aß eine der von Trevor verschmähten Gurkenscheiben.

»Ich schleich mich also an.« bei diesen Worten bückte Trevor sich und krümmte die Schultern, als würde er vorsichtig über eine unsichtbare Hecke schauen. »Überall lagen frische Blumen und Kränze, alle mit so Bändern mit Aufschriften: Lieber Opa, Lieber Freund, wir vermissen dich ... bla bla bla. Ich bin hingeschlichen, es war keiner zu sehen. Ich bück mich, schieb das Grünzeug zur Seite und fange an mit beiden Händen die frische Erde vom Grab aufzupflügen. Es war ganz leicht, die Erde war locker. Aufmachen, so richtig mit beiden Händen buddeln, vielleicht knietief, Paket reinlegen, Erde wieder drauschütten ... dann die Kränze wieder drüber. Hat nicht mal 'ne Minute gedauert ... höchstens.«

Trevor hatte während seines letzten, entscheidenden Abschnittes im Lebenslauf den zweiten Burger überhaupt nicht angerührt. Schade, dachte Rick, wieder mal für die Mülltonne gebraten.

»Ich hab' mir gedacht, scheiß drauf, wenn sie

mich kriegen, dann hab' ich nach meiner Entlassung wenigsten noch ein bisschen Rentengeld.« Er lachte. »Mir war ja nicht klar, dass die mich gleich für 20 Jahre in den Bau stecken würden. Ja, dumm gelaufen. Ich sag's dir, Jüngelchen, das hat sich nicht gelohnt. Die paar Kröten auf 20 Jahre umgerechnet? Ob ich damit den Mindestlohn erreicht hätte? Am Ende habe ich mir noch die Position eingepägt und den Namen des Toten. Klar, der war ... halt du!« Er schaute mit gespielter Entrüstung auf. »Den Namen verrate ich dir nicht ... Obwohl ... ach, scheiß drauf ... ist ja jetzt auch egal«

Rick entnahm der letzten Bemerkung, dass bei den Bemühungen, die hart verdiente Beute – das Rentengeld – wiederzuerlangen, etwas schief gegangen sein musste. Und er ahnte auch schon was. Wie eine dunkle Wolke schwebte dieses Omen über dem Kopf des alten Mannes. Eine dunkle Wolke, die noch nicht ausgeregnet war und die auch nur Rick sehen konnte. So, wie man bei einem Horrorfilm genau weiß, dass die großbusige, vorlaute Blondine immer zuerst ins Gras beißen muss.

»Da bin ich wieder weggerannt. Nur weit weg von meinem Geld. Ganz weit. Und irgendwann, mitten auf der Hauptstraße hatten sie mich dann. Das ganze Bohei, zig Bullen, alle mit Waffe im Anschlag, alle total am Durchdrehen, alle am Schreien: ›Hey, du Scheißkerl, nimm deine Flossen hoch, sonst knallen wir dich ab.« und so, kennt man ja. Da sind die Jungs nicht zimperlich. Ich hab alles getan, was sie gesagt haben. Hab mich nicht gewehrt, nicht mal gezuckt und kein Wort ist über meine Lippen gekom-

men. Kein Wort, sag ich dir.« Und er kniff seinen Mund zu einem Strich zusammen und verschloss ihn mit einem unsichtbaren Reißverschluss. Dann schlug er sich enttäuscht mit beiden Handflächen auf die Oberschenkel und starrte Rick mit weit aufgerissenen Augen auf.

»Ich fand es schon merkwürdig, dass die Bullen niemals das Geld gefunden haben. Ich dachte immer, ich würde die Kohlen nie wieder sehen ... vielleicht hat mich einer gesehen beim Verbuddeln. Oder am Ende hat es einer der Bullen eingesteckt. Was weiß ich. Das Geld ist nie aufgetaucht. Und ich habe nie geplaudert. Ronaldo haben sie nie erwischt. Soll er doch zur Hölle fahren, der Arsch. Sie wollten natürlich wissen, wo das Geld ist. Gebohrt haben sie – ohne Ende, jahrelang. Aber ich hab dicht gehalten. Ich hab einfach gesagt, Ronaldo hätte alles und der hätte mich sitzen lassen. Weißt du was, sechs Monate, sechs beschissene Monate wollten sie mir erlassen, wenn ich auspacke über das Geld. Und auch nur vielleicht. Weißt du, mein Anwalt war nicht so der hellste.« Er tippte sich an die Stirn.

»Klar wussten die Bullen gleich, dass Ronaldo mein Partner gewesen war. Die mussten ja nur den Geiseln ein Foto von meinem Stubennachbarn im Knast zeigen. Aber andererseits war es auch ganz praktisch. Wie gesagt: Ich schob alles auf ihn. Viel geholfen hat's ja nicht. Ja, und vorgestern bin ich raus. Zwanzig Jahre älter und zwanzig Jahre weiser, oder?« Und wieder lachte er. Diesmal so übertrieben heftig, dass Rick schon sehen konnte, wie ihm

sein billiges Gebiss aus dem Mund flog.

»Mit dem Geld, das ich mir im Knast ansparen konnte, habe ich mir einen Wagen gekauft, den billigsten, den ich mir leisten konnte. Ich wollte keine Mietwohnung, nur einen eigenen Wagen. Den ersten eigenen Wagen in meinem Leben. Kannst du dir das vorstellen, Jüngelchen? Tja, und dann bin ich hergefahren, denn ich hatte ja noch eine Verabredung mit einem Toten. Den Namen auf dem Grabstein habe ich nie vergessen. Jeden Abend vor dem Einschlafen habe ich ihn mir immer und immer und immer wieder vorgesagt. Die einen beten zu Gott, und ich eben zu meinem Rentengeld. Das hat mich am Leben gehalten, Jüngelchen. Nur das ... verdammt, verdient hab ich mir das, knochenhart verdient, Jüngelchen, sag ich dir. Ohne ... ich weiß nicht. Ohne, wäre ich durchgedreht. Entweder ich hätte mich selbst umgebracht oder einen von den Wachleuten oder von den Häftlingen. Ohne etwas, woran du dich klammern kannst, verreckst du da drin wie ein alter Köter. Dann bist du nur noch ein Zombie, der die Tage zählt. Und wenn der letzte Tag da ist, hast du am Ende noch Schiss, weil du keinen Plan hast, was du draußen mit dir anfangen sollst ... dreißig Jahre Knast, Jüngelchen, mehr als die Hälfte meines Lebens. Ne, du, darauf kann man, verdammt noch mal, nicht stolz sein. Ne, wirklich nicht ... Weißt du was?«

Er hielt seine Jacke hoch, die neben ihm auf dem Hocker gelegen hatte. »Die Klamotten, die ich jetzt trage, sind dieselben, mit denen ich eingefahren bin. Kannst du dir das vorstellen? Die haben eine

Schachtel, da tun die alles rein, was dir gehört. Und dann kommt die in ein Lager. Und irgendwann am letzten Tag holen sie die wieder raus. Ja, tolle Bürokratie, was! ... Ist schon komisch, sie haben keine Probleme damit, dich für dein halbes oder ganzes Leben wegzusperren. Und Braten auf dem Stuhl ist auch in Ordnung. Aber wehe, wehe die Klamotten, mit denen du eingezogen bist, gehen in den zig Jahren verloren. Nein, nein, das wäre ja eine Katastrophe, was?! Alles kommt schön in eine Schachtel, mehr bist du sowieso nicht wert, nur das, was in eine Schachtel passt.«

Trevor wirkte wie entrückt. Als würde er von außen sein eigenes, verpfushtes Leben betrachten und bewerten. Aber der Augenblick des Innehaltens währte nur kurz.

»Du weißt es, oder?«

Rick nickte betroffen. Obwohl er einen üblen Verbrecher vor sich sitzen hatte, tat er ihm unverständlichlicherweise auch leid. Dieser Mann hatte sich all die Jahre im Knast mit einem Traum über Wasser gehalten. Und dieser Traum war nun baden gegangen.

»Wann haben die diesen verdammten Staudamm gebaut?«, wollte Trevor wissen.

Rick schaute an die Decke und überlegte, während er seine eigentlich sauberen Hände an der Schürze abwischte. »Ich war noch auf der Schule, als sie anfangen, die Stadt zu verlegen. Das war wirklich eine Mordsarbeit. Aber dafür ging es eigentlich ziemlich schnell, nachdem man erstmal beschlossen hatte, den Staudamm zu bauen. Mehr als vier oder fünf Jahre hat das Ganze nicht gedauert. Stück

für Stück haben die die wichtigsten Bauten einfach wegtransportiert, im Grunde nur den Hügel hinauf. Aber viel ist auch unten geblieben. Den meisten Leuten haben sie nur Geld gegeben. Wir haben nichts bekommen, wir lebten nie im Flutungsgebiet. Ist halt so.« Und er wischte mit einem Tuch die paar Krümel vom Tresen, die niemanden störten.

»Aber nicht die Kirche?«

»Nein«, sagte Rick. »Die ist immer noch da. Wenn der Pegel im Sommer fällt, kann man sogar die Spitze sehen. Manche rudern dann hin, um sie anzufassen; soll Glück bringen. Aber eigentlich ist es nicht erlaubt.«

»Und der Friedhof?«

»Auch nicht. Die Kirche hat sich geweigert. Und die Stadt wollte kein Geld für Leichen ausgeben. Eine Umbettung ist ziemlich teuer. Ich glaube, die meisten haben es sein gelassen. Jetzt steht am Ufer so ein Gedenkstein mit den Namen der Toten, die man auf dem Friedhof gelassen hat.«

Trevor nickte betrübt. »Ich weiß, ich hab das Teil gesehen.«

»Stand *ihr* Name auch darauf?« Die Frage war schneller über Ricks Lippen gekommen, als er nachdenken konnte. Aber er musste es wissen.

»Ja, ziemlich weit unten in der Reihe, aber ... ja«

Rick schätzte, dass es jetzt nicht mehr viel zu sagen gab. »Wollen Sie, noch was?«, fragte er.

»Nein. Dann bezahl ich mal, Jüngelchen.«

Trevor legte einen viel zu großen Schein auf den Tresen. Rick überlegte, ob er auf so viel herausgeben konnte.

»Lass mal stecken ... ist sowieso mein Letzter. Auf die paar Kröten kommt es jetzt auch nicht mehr an.«

Er erhob sich vom Sitz und nickte wortlos zum Abschied. So ausschweifend und laut und nervig sein Auftritt bisher gewesen war, so kurz und knapp war hingegen sein Abschied. Er war so schnell durch die Tür und aus Ricks Blickfeld verschwunden, dass dieser annahm, nur einem Tagtraum aufgegessen zu sein. Aber nein, vor ihm standen noch der Teller mit dem zweiten, nicht angetasteten Burger und eine halb leer getrunkene Tasse Kaffee. Wer hätte gedacht, dass Rick ausgerechnet heute sein größtes Trinkgeld überhaupt erhalten würde?

Rick warf den Burger in den Müll, dann wusch er schnell Teller und Tasse und stellte sie zum Trocknen weg. Bisher war noch immer kein neuer Kunde gekommen. Er ging nach vorne zur Tür und schloss ab. Dann drehte er das Schild von »Geöffnet« auf »Geschlossen«. Er brauchte jetzt wirklich ein paar Minuten für sich. Er hängte die Schürze an den kleinen Haken, an dem sie immer hing und verließ den Diner durch das Hinterzimmer, in dem sich die Treppe zu der darüberliegenden Wohnung befand. Die düstere Erzählung, obwohl sie ihn selbst nicht betraf, hatte auch ihn missmutig und traurig gestimmt. Er mochte es nicht, vom Scheitern kleiner Leute zu hören. Mit einmal Male war sein Gang schleppend und schwer, wie der eines alten Mannes, als er sich die zwanzig Stufen nach oben schleppte.

Schon bevor er durch die Tür trat, konnte er die Geräusche der billigen Nachmittags-Spielshow hö-

ren, die sich seine Mutter immer anschaute.

»Mutter, ich muss dir was erzählen«, sagte er. »Puh, ist hier eine Luft! ... Fenster aufmachen? ... Okay, Augenblick.« Er ging nach hinten, um die Vorhänge aufzuziehen und das kleine Fenster zum Hof zu öffnen.

»Das glaubst du nie, was gerade passiert ist. Eine irre Geschichte ... Könntest du, bitte, den Fernseher leiser machen. Ich habe keine Lust, zu schreien.«

Seine Mutter reagierte nicht, aber er wusste ganz genau, dass sie jedes seiner Worte mitbekam. Sie war halt nur trotzig wie ein kleines Kind, wenn man sie beim Fernsehen störte.

»Erinnerst du dich noch, wie Vater eines Tages mit der Tüte Geld nach Hause gekommen ist und uns gesagt hat, nur ja keinem was davon zu erzählen ... natürlich erinnerst du dich noch. Jetzt weiß ich endlich, woher es gekommen ist.«

Er nahm die Fernbedienung an sich und schaltete den Fernseher aus. Was er zu sagen hatte, war einfach zu wichtig. Seine Mutter reagierte nicht.

»Sag mal, hörst du mir überhaupt zu.«

Ganz so als würde man mit seinem Lieblingshund schimpfen, der gerade die Zeitung vom Vortag zerbissen hatte, stand er vor der Couch und blickte hinab. Und er erzählte die ganze Begegnung mit Trevor, ließ kein Detail aus, jedenfalls, soweit er sich erinnern konnte. Er endete mit den Worten: »So, jetzt wissen wir endlich, woher Vater das Geld hatte.« Da vernahm er plötzlich eine Stimme hinter sich, eine Stimme, die so gar nicht mehr den jovialen Klang aus dem Diner hatte.

»Na, was denn, Jügelchen, das ist ja eine interessante Geschichte, die du da auftischst. Aber, verdammt, mit wem redest du da die ganze Zeit?«

Das Gespräch

Monsieur Adam, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit lichtem Haarkranz und einem kleinen Bauch, saß an einem bereits dunklen Oktoberabend in der Bar eines kleinen Hotels und wartete auf seine Tochter. Er las in einer zerknitterten Zeitung vom Vortag den Sportteil und schaute ab und an über seine Schulter auf den stummen Ticker eines Nachrichtensenders. Vor ihm stand das erste Glas Bier.

Monsieur Adam war leitender Sachbearbeiter bei einer mittelgroßen belgischen Versicherungsgesellschaft, die spezialisiert war auf Policen für Unternehmen im Groß- und Einzelhandel. Er hatte Mathematik studiert mit Schwerpunkt Statistik, war für seinen Tätigkeitsbereich aber vollkommen überqualifiziert. Doch das störte ihn nicht, er verrichtete seine Arbeit von 9 bis 17 Uhr mit der Präzision und dem Gleichmut einer Bahnhofsuhr. Und jeden Abend, kurz vor Feierabend, während er darauf wartete, dass der Computer herunterfuhr, öffnete er seine unterste Schreibtischschublade und entnahm ihr einen kleinen Taschenkalender. In diesem Kalender, den er nur zu diesem Zweck besaß, notierte er die Anzahl der Tage bis zu seiner Pensionierung. Die letzte Zahl, die er darin durchgestrichen hatte, war 4380. Jetzt waren es also genau noch 12 Jahre

minus einen Tag.

Er las noch einmal die Kurznachricht, die ihn erreicht hatte, als er gerade das Licht im Büro ausschaltete: »Hallo, Papa, habe noch einen Termin. Können wir uns in meinem Hotel zum Essen treffen? Sieben Uhr? Kuss, Beatrice« – Beatrice, oder Bea, wie sie immer genannt wurde – war ihr einziges Kind. Aktuell wohnte sie in einer Studenten-WG in Köln mit zwei anderen Mädchen zusammen. Sie hatte seit Kurzem ihren Abschluss als Fremdsprachen-Dolmetscherin in der Tasche und befand sich auf Wohnungssuche in ihrer alten Heimat. Monsieur Adam freute sich, dass Beatrice einen Job, wenn auch einen noch nicht sehr gut bezahlten, in Brüssel gefunden hatte. So würde sie nicht allzu weit entfernt wohnen, und die Familie könnte sich wieder regelmäßig sehen.

Es war nun schon fast acht Uhr, und Monsieur Adam verspürte Hunger. Sollte er noch warten oder sich etwas Kleines zum Essen bestellen? Normalerweise bewertete er das Essen in solchen Mittelklassehotels als nicht empfehlenswert. Aber für ein Sandwich sollte es reichen. Aber was, wenn seine Tochter käme, wenn er gerade seine Bestellung abgegeben hatte? Während er über dieses Problem nachdachte, betrat ein Mann die Bar. Er war auffallend gut gekleidet, viel zu gut, wie Monsieur Adam fand. Er trug einen tadellos geschnittenen, dunkelblauen Einreihler mit silbernen Knöpfen, ein dunkelrotes Einstecktuch und einen ockerfarbenen Staubmantel, den er soeben auszog, um ihn sich über den Arm zu legen, was Monsieur Adam neidisch an den

zerknitterten Dienstagsanzug denken ließ, den er trug. Der Mann schaute sich in der kleinen Bar um. Nur Monsieur Adam, zwei Kellner, die sich leise unterhielten, und eine Familie mit Kleinkind – Mann und Frau mit Kinderwagen – waren anwesend. Der gut gekleidete Mann ließ seinen Blick ein klein wenig länger auf Monsieur Adam verweilen und schritt dann zielsicher auf ihn zu, um kurz vor seinem Tisch abzubiegen und einen Stuhl in ungefähr drei Meter Entfernung zu wählen. Monsieur Adam vermutete, dass der neue Gast einfach einen möglichst großen Abstand zu der Familie mit Kleinkind suchte.

Der Mann nickte kurz in Monsieur Adams Richtung und setzte sich.

»Guten Abend«, sagte Monsieur Adam, aber so leise, dass der Angesprochene ihn wohl kaum verstehen konnte. Aber was zählte, war die Geste. Monsieur Adam nahm einen Schluck Bier. Die Absicht, etwas zu Essen zu bestellen, hatte er erst einmal verworfen, und las stattdessen an dem Artikel über ein Autorennen weiter.

»Verzeihen Sie, können Sie hier etwas empfehlen?«, vernahm Monsieur Adam plötzlich eine warme, sonore Stimme. Er blickte auf. Der gut gekleidete Herr, er mochte Anfang sechzig sein, hatte ihn angesprochen.

»Ich weiß nicht, ich bin hier zum ersten Mal. Ich halte mich an Bier, wie Sie sehen«, sagte Monsieur Adam und nahm zum Beweis einen Schluck aus seinem Glas.

»Das werde ich auch bestellen«, sagte der gut ge-

kleidete Herr. »Mein Name ist Bertrand. Ich bin auch das erste Mal hier.« Der letzte Satz klang, als sei er Begründung genug, sich einem Fremden gleich mit Namen vorzustellen. Aber Monsieur Adam störte sich nicht an einem kurzen, aufgezwungenen Gespräch, denn eigentlich erwartete er jeden Augenblick seine Tochter, die ihn schon aus dieser Situation erlösen würde.

»Mein Name ist Adam.«

Monsieur Bertrand öffnete die Knöpfe seines Jacketts und rückte seinen Stuhl in die Richtung von Monsieur Adam. Er bestellte ein Bier bei einem der Kellner. Monsieur Adam legte die Zeitung beiseite, er war zu höflich, diese Gesprächseröffnung zu ignorieren. Der Ball war in seinem Feld, er musste reagieren. – Aber wo blieb nur seine Tochter?

»Ich warte auf meine Tochter. Wir sind zum Essen verabredet.« Einen kurzen Augenblick lang, der ihm einen Schauer über den Rücken trieb, befürchtete Monsieur Adam schon, seine neue Bekanntschaft könnte dies als eine Essenseinladung verstehen. Aber nein, so penetrant, so sozial unbeholfen würde doch niemand sein, oder? Nein!

»Aber eigentlich ist sie schon fast eine Stunde überfällig. Das sieht ihr gar nicht ähnlich.« Monsieur Adam schaute erneut auf die Uhr, obwohl er ziemlich genau wusste, wie spät es war, denn seit seiner letzten Kontrolle waren höchsten drei Minuten vergangen.

»Würden Sie mich bitte einen Augenblick entschuldigen.« Monsieur Adam hatte sein Handy aus der Tasche geholt und verschwand damit in der

Lobby des Hotels.

Monsieur Bertrand rücke mit seinem Stuhl nun ganz an den Tisch von Monsieur Adam und lehnte sich zufrieden dreinblickend zurück. Er hatte es nicht eilig, er hatte genügend Zeit. Er nahm einen großen Schluck Bier. Dann überflog er kurz die Schlagzeilen der liegen gelassenen Zeitung, fand diese aber zu uninteressant, um sich mit ihnen zu beschäftigen. Die Familie mit Kind gab eine kleine Bestellung auf, die der Kellner routiniert entgegennahm.

Nach kurzer Zeit kam Monsieur Adam wieder zurück. Er ließ sich mit einem missbilligenden Schnaufen auf den Sitz fallen und sagte, während er sein Handy wieder wegsteckte: »Nur die Mailbox.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Monsieur Bertrand. »Es ist bestimmt vollkommen harmlos. Ich wette, sie redet noch mit einer Kollegin. Oder vielleicht ist der Akku ja leer. Oder sie sitzt im Wagen und kommt nicht an das Gerät.«

Monsieur Bertrand schien zuversichtlich und guter Laune zu sein. Eine Regung, die Monsieur Adam schon lange nicht mehr an Menschen gesehen hatte. Dieser gut gekleidete Mann wirkte so, als könnte ihn überhaupt nichts aus der Fassung bringen.

»Aber ja«, tat Monsieur Adam seine Sorgen mit einer Handbewegung ab. »Sie haben recht, es ist bestimmt alles in Ordnung. Haben Sie Kinder?«

Damit schien Monsieur Adam bei dem gut gekleideten Herrn auf einen wunden Punkt gestoßen zu sein. Sein eben noch so selbstsicheres Lächeln er-

starb und seine Lippen wurden zu einem schmalen Strich. Seine Hand spannte sich um das Bierglas, so dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

»Nein, nicht mehr.« Noch bevor Monsieur Adam wusste, ob es angebracht oder gar gewünscht war, nachzuhaken, erzählte Monsieur schon von sich aus seine Geschichte.

»Mein ... unser einziger Sohn starb vor sechsundzwanzig Jahren bei einem Unfall mit Fahrerflucht. Er war nachts mit dem Fahrrad unterwegs. Die Polizei behauptete, er wäre wohl ohne Licht gefahren. Er war erst zehn.«

»Oh, mein Gott. Wie furchtbar«, sagte Monsieur Adam.

»Der Unfallverursacher wurde nie gefasst, nie ermittelt, wie es in der Sprache der Beamten so schön heißt. ›Ermittelt‹, als würde man nur nach dem Besitzer eines falsch geparkten Wagens suchen.«

Monsieur Bertrand nahm einen Schluck Bier und wischte sich mit zitternder Hand den Mund trocken. Eine Träne rann aus einem Augenwinkel und suchte sich den Weg über das mit einem Male eingefallene Gesicht. Das Lächeln war verschwunden. Die Mundwinkel zogen sich nach unten. Monsieur Adam, der sich in Gegenwart von Trauernden immer sehr unwohl fühlte, wusste nicht, wie er reagieren sollte. Er wartete doch nur auf seine Tochter. Und jetzt war dieser ihm völlig Unbekannte dabei, ihm die Tragödie seines Lebens zu erzählen.

»Und Sie haben nie herausgefunden, wie es passiert ist?«

»Ach, die Polizei machte keinen sehr engagier-

ten Eindruck. Man vermutete zwar schnell, dass es wohl ein Lastwagen gewesen sein musste, aber mehr auch nicht. Einer der Polizisten behauptete sogar, dass der Fahrer es vielleicht nicht einmal bemerkt haben musste. Können Sie sich das vorstellen, so als ob mir das ein Trost hätte sein können.«

»Unsinn«, erwiderte Monsieur Adam. »Niemals. Ich bin als Student selbst einige Zeit lang Lastwagen gefahren. Nur aushilfsweise – für das Unternehmen meines Onkels. Aber das merkt jeder Fahrer, wenn er ...« – hier stockte Monsieur Adam, weil er natürlich unmöglich diesen Satz zu Ende bringen konnte. Aber sein Gegenüber schien ihn gar nicht gehört zu haben.

»Man hätte viel mehr Aufwand betreiben müssen. Aber die Polizei gab recht schnell auf. Sie sagten, dass, wenn man nichts ermitteln könnte, es genauso gut auch ein ortsfremdes oder ausländisches Fahrzeug gewesen sein könnte, und dass man dann erst recht keine Chance hätte, etwas herauszufinden.«

»Schlimm«, sagte Monsieur Adam nachdenklich.

»Man hätte sich mehr Mühe geben müssen. Man hätte die Routen aller Laster prüfen müssen. Man hätte Firmen prüfen können, ob deren Laster Beschädigungen aufwiesen. Oder Zeugen befragen. Jahrelang habe ich jedes Wochenende und jeden Urlaubstag geopfert, um Beweise zu suchen. Schließlich ist auch unsere Ehe daran zerbrochen. Ich war einfach niemandem mehr zuzumuten.«

Er zog ein kleines Büchlein aus seiner Tasche, es war dunkelgrün eingeschlagen und schon sehr abge-

wetzt.

»Hier ...«, und er hielt das Büchlein hoch, »habe ich alles eingetragen. Insgesamt habe ich fast dreißigtausend Plakate drucken lassen.«

Monsieur Adam fühlte sich ein noch unwohler in seiner Haut. Nun wusste er gar nicht mehr, was er sagen sollte. Sollte er den Mann ob seiner Besessenheit loben oder Verständnis zeigen? War es das, was er wollte, was er benötigte? Ein »Gut so, ich verstehe sie«?

»Und dabei war die Lösung so einfach.«

»Ach«, machte Monsieur Adam verblüfft. »Sie haben den Täter gefunden? Den Fahrer?«

»Ja, ich weiß, wer es war. Im März letzten Jahres bekam ich einen Anruf von einem alten Mann, der in der Stadt, in der er mal gelebt hatte, zu Besuch war. Dort fand er beim Entrümpeln der alten Wohnung seines Bruders einen Packen meiner Flugblätter – wer weiß, wie die da hingekommen sein mögen? Ich kann es mir auch nicht erklären. – Der Mann sagte, er würde es wiedererkennen, das Fahrrad, oder besser einen Teil davon, den Fahrradkorb.«

»Den Fahrradkorb?«, fragte Monsieur Adam.

»Ja, den musste man einfach wiedererkennen. Er war über und über mit Bildern von Maradona beklebt. Mein Sohn liebte Fußball.«

Und jetzt rannen dem Mann die Tränen nur so die Wange herab. Seine Stimme zitterte. »Und diesen Korb hat er am Tage nach dem Tode meines Sohnes bei einer Reparatur aus dem beschädigten Radkasten eines LKW entfernt. Er hatte den Sch-

mutzfänger eingerissen und sich darin verkeilt.«

»Oh, mein Gott«, seufzte Monsieur Adam. Was eben noch zu einem peinlichen Rührstück zu verkommen drohte, war mit einem Male eine unglaubliche Geschichte, ein wahrer Krimi geworden. »War der Mann der Fahrer? War er es?«

»Nein, er arbeitete nur in der Werkstatt. Aber ich habe herausgefunden, wer der Fahrer gewesen sein muss. Es kam nur einer infrage.«

»Und den haben Sie?«, fragte Monsieur Adam nun mit trockenem Hals.

»Wie man es nimmt«, sagte Monsieur Bertrand und nahm ein sauber gefaltetes Stofftaschentuch aus seiner Hosentasche, in das er sich schnäuzte. Aber er sah immer noch jammervoll aus. »Ein Freund von mir, ein Anwalt, sagte damals schon, dass man einen Fahrer allenfalls wegen der Fahrerflucht würde belangen können. Ja, und die ist längst verjährt.«

Monsieur Adam neigte voller Verständnis den Kopf. »Ja, ich verstehe. Da werden Sie wohl recht haben. Wie schrecklich.«

»So ist das«, sagte Monsieur Bertrand leise, als er das Taschentuch wieder wegsteckte. »Die einen leben ihr Leben einfach weiter, bekommen von alledem nichts mit; die anderen leiden ein Leben lang ohne eine Chance auf Gerechtigkeit ... oder Rache.«

Das kleine Bargespräch war zu einer verzweifelten Trauerrede geraten. Beide Herren schwiegen eine Weile und tranken von ihren Biergläsern. Irgendwann schien sich Monsieur Bertrand wieder gefangen zu haben.

»Was macht denn ihre Tochter beruflich, wenn ich fragen darf?«, wechselte Monsieur Bertrand abrupt das Thema, worüber beide Männer sichtlich erleichtert waren.

»Aber natürlich dürfen Sie.«, Monsieur Adam freute sich über das Interesse des Fremden an seiner Tochter. »Sie hat bis vor Kurzem in Deutschland studiert: Sprachen, Deutsch und Englisch. Aber jetzt hat sie einen Job bei einer Brüsseler Behörde gefunden, etwas für die EU. Ich bin sehr stolz auf sie. Und besonders freut es mich, dass sie bald wieder hierher ziehen wird.«

»Ah, das ist schön für Sie.« Sein Gegenüber lächelte, er schien sich wieder gefangen zu haben. »Aber ich denke, es wird nicht leicht sein, eine passende Wohnung zu finden, oder?«

»Wem sagen Sie das! Wir, also alle zusammen, meine Tochter, meine Frau und ich suchen schon seit beinahe zwei Monaten. Diese Woche ist sie extra zu Besichtigungsterminen angereist, ich warte hier auf sie, wir wollen noch zu Abend essen. Ich glaube, sie hat heute mehrere Wohnungen besichtigt. Vielleicht war ja etwas Passendes dabei.«

»Ich drücke ihnen und ihrer Tochter ganz fest die Daumen«, sagte Monsieur Bertrand. »Besichtigt sie denn die Wohnungen ganz allein?«

»Natürlich«, sagte Monsieur Adam, »ich glaube nicht, dass sie dazu noch meine Hilfe benötigt.«

»Nein, so meinte ich das nicht. Finden Sie es nicht etwas gefährlich? Zu einem wildfremden Mann in eine unbekannte, leere Wohnung zu gehen? Was da alles passieren kann! Er könnte ja vor-

geben, Makler zu sein, dabei ist er es gar nicht. Heute läuft ja alles nur noch über das Internet. Du schickst ein Bild aus dem Urlaub und in der gleichen Zeit wird deine Wohnung ausgeräumt. Oder du schreibst, dass Du eine Wohnung suchst, und es melden sich die merkwürdigsten Vögel.«

»Ach, was«, stutzte Monsieur Adam, lachte dann aber doch, »wir sind doch hier nicht in der Bronx, das hier ist Brüssel. Hier passiert sowas nicht.«

»Vermutlich haben Sie recht, mein Lieber. Manchmal habe ich einfach viel zu viel Fantasie. Kommen Sie, lassen Sie mich ihnen auf den Schrecken ein Bier ausgeben.« Er winkte dem Kellner und machte ein Zeichen für zwei Bier.

Als die leeren Gläser gegen volle ausgetauscht waren, nahm Monsieur Bertrand einen tiefen Schluck und sagte beim Absetzen: »Ich muss mich bei ihnen entschuldigen, dass ich so die Fassung verloren habe.«

»Aber nicht doch, ich verstehe Sie nur zu gut ... denke ich ... auch wenn mir natürlich in meinem Leben nichts Vergleichbares passiert ist.«

So saßen sie noch einige Zeit beisammen, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Die neuen Gläser leerten sich wieder, was ein unausgesprochenes Zeichen zum Aufbruch war. Irgendwann streckte Monsieur Bertrand seinem Gegenüber die Hand hin, die dieser lange drückte.

»Ich werde mich jetzt auf den Weg machen«, sagte er.

»Viel Glück«, entgegnete Monsieur Adam, weil ihm schlicht nichts Besseres einfiel.

Als sein Gesprächspartner gegangen war, fiel Monsieur Adam ein, dass er ihn gar nicht gefragt hatte, ob er den Fahrer jemals mit seiner Tat konfrontiert hatte. Nun würde er es wohl nie erfahren. Monsieur Adam fühlte sich ein wenig traurig. Das Leiden des Mannes war ihm nahe gegangen. Es war so ganz anders als die Schicksale, von denen man lediglich aus den Medien erfuhr. Ein gestandener Mann, der vor Fremden weinte, gemahnte daran, wie kostbar das Leben war. Sicherlich hatte er dieses Schicksal nicht verdient. Niemand hatte das.

Monsieur Bertrand wollte soeben die Lobby betreten, um sich auf den Heimweg zu begeben, als er zwei Männer am Hotelschalter stehen sah: ein Polizist und ein Mann in Zivil. Der Polizist trug eine große, durchsichtige Plastiktüte bei sich, in der ein Handy lag.

Die Frau hinterm Schalter zeigte in Monsieur Bertrands Richtung, meinte aber wohl nur den Eingang zur Bar.

»Sind Sie Monsieur Adam?«, fragte ihn der Mann in Zivil, als er sich ihm genähert hatte.

»Nein«, sagte Monsieur Bertrand und zog sich seinen Staubmantel über. »Der sitzt drinnen in der Bar. Ich glaube, er wartet auf seine Tochter.«

»Danke«, sagte der Mann in Zivil. Dann ging er mit dem Polizisten an ihm vorbei in Richtung der Schwingtür. Monsieur Bertrand hörte den Polizisten noch zu seinem Begleiter sagen: »Da kann er lange warten.«

Eure Majestät

Charles Gladwell tastete nach der Waffe unter seinem Jackett, so wie er es bei jedem Einsatz regelmäßig tat. Eine lästige Marotte, die er nicht ablegen konnte.

»Das muss er sein«, sagte er zu Denis, der heute auf dem Fahrersitz Platz genommen hatte. Am Fuß der großen Freitreppe stand ein großer, dürrer Mann mit einem tadellos geschnittenen Anzug, der scheinbar auf irgendetwas oder irgendjemanden wartete.

»Dann mal los«, sagte Denis und startete den Wagen. »Heute ist es dein Part.«

Gladwell seufzte. Ja, heute war er an der Reihe.

»Komisch, er sieht überhaupt nicht aus, wie ich ihn mir vorgestellt habe.«

»Wie hast du ihn dir denn vorgestellt?«, fragte Denis.

»Ich weiß nicht, irgendwie ... fetter ... und ... reicher.«

Gladwell stieg aus. Es regnete leicht. Aber für den kurzen Weg würde er wohl keinen Schirm benötigen. Der Auftrag war schnell zu erledigen.

Benjamin Harmond Licker stand am Fuß der Treppe und streckte sich. Seine Schultern taten weh. Immer wenn er eine Unterrichtsstunde in Tischmanieren geben musste, schmerzten sie. Das

ständige Bücken und Korrigieren seiner tölpelhaften Schüler ging ins Kreuz. »Nein, Mr Stone, wir erinnern uns: Salatgabel, immer außen, immer vier Zinken.« Und: »Nein, bitte nach dem Abschluss eines Gangs das Besteck parallel zueinander zwischen vier und fünf Uhr ablegen, damit geben Sie dem Kellner das Zeichen zum Abräumen.« Oder: »Das Messer nicht wie eine Rohrzange umgreifen, sondern immer am unteren Ende des Griffs fassen.«

Früher, als Schauspieler in den 40ern, hatte er noch blendend verdient. Es gab so viele Theater in London und über das ganze Land verstreut. Er hatte sich seine Engagements aussuchen können. Seine Spezialität war der steife Ex-General gewesen, der zum Schluss die Torte ins Gesicht bekam – natürlich im übertragenen Sinne, aber manchmal auch tatsächlich. Montags bis freitags täglich eine Vorstellung und sonnabends zwei. Was waren das für schöne Zeiten gewesen! Man hatte sich gekannt und regelmäßig getroffen, miteinander gearbeitet oder Tipps ausgetauscht, welches Bed and Breakfast zu empfehlen war, und bei welchen Veranstaltungen man lieber die Gage im Voraus verlangen sollte. Alle waren sie Komplizen in einem selbst gewählten Vagabundendasein gewesen. Aber dann wurden die Nachkriegskinder volljährig und wollten nur noch lauten Rock 'n' Roll hören. Ein Theater nach dem anderen musste schließen oder wurde gleich zu einer Konzerthalle umfunktioniert. Dazu kam noch das verflixte Fernsehen, das die Älteren gleich gar nicht mehr aus dem Haus gehen ließ. Er vermisste die Engagements in Brighton. Die vielen

kleinen Theater hatten sein Repertoire rauf und runter gespielt, sodass er niemals lange benötigt hatte, um eine neue Rolle einzuüben. Wunderschöne Tage hatte er in den Städten am Meer verlebt, als sie noch nicht von flegelhaften Teenagern auf italienischen Motorrollern belagert worden waren.

Aber vorbei war vorbei. Und mit seinen Ersparnissen und dank seiner Schülern, die – der unflätigen Gesellschaft sei Dank – niemals ausgingen, würde er sich schon irgendwann in einen hoffentlich nicht allzu sparsamen Lebensabend verabschieden können.

Gerade sah er einen Mann in einem schlecht sitzenden Einreihler, der mit Sicherheit schon seit längerem nicht mehr gereinigt und gebügelt worden war, auf sich zukommen. Wollte der zu ihm?

»Guten Tag, Sir«, sagte Gladwell. »Der Wagen wartet schon.«

»Aber«, entgegnete Mr Licker, nur um durch eine rüde Handbewegung seines Gegenübers zum Schweigen gebracht zu werden.

»Wir müssen uns beeilen. Der Verkehr wird gleich zunehmen.«

So ein ungehobelter Rüpel, dachte Mr Licker. Wenn ich herausfinden sollte, wie dein Vorgesetzter heißt, werde ich ihm eine geharnischte Beschwerdenote zukommen lassen.

»Junger Mann, was denken Sie sich ...«

»Ja, später ...«, damit griff er Mr Licker – nur mit den Fingerspitzen aber dennoch fest – am Ellbogen und bugsierte ihn zu dem mit laufenden Motor wartenden Wagen.

Mr Licker war viel zu überrascht und empört, um weiter zu protestieren. Er war geradezu entsetzt und wie gelähmt ob solch einer schäbigen Behandlung. Dann aber sah er kurz die Waffe unter Gladwells Jackett aufblitzen und sofort erlosch der heroische Protest, der sich gerade erst den Weg durch sein knöchernes Benimmkorsett bahnen wollte, wie ein ausgeblasenes Streichholz.

Gladwell bugsierte Mr Licker kurzerhand auf den Rücksitz und knallte die Tür zu, dann setzte er sich nach vorne auf den Beifahrersitz und schon fuhr der Wagen los. Erst durch Chelsea, dann in Richtung Earls Court.

»Wirklich meine Herren, das ist unerhört ... infam.«

»Ja, bitte entschuldigen Sie meinen Kollegen«, sprach der Fahrer sehr langsam in sehr einfachem Englisch, während er gleichzeitig hupte, um ein langsam fahrendes Fahrzeug an den Straßenrand zu zwingen. »Aber wir haben es leider nicht schneller geschafft. Und der Befehl zur Ablösung ist leider auch erst um 6 bei uns eingetroffen. Da waren wir schon fast im Feierabend.«

Feierabend? Gangster machten Feierabend? Da sah er, wie sein Entführer sich nach vorne beugte, ins Handschuhfach griff und einen Telefonhörer herausholte. Da Mr Licker eine derartige Apparatur noch nie gesehen hatte, dachte er zuerst, man wolle ihn jetzt zu allem Übel auch noch veralbern. Wie sollte man denn in einem Auto telefonieren können? Das ging doch gar nicht. Aber er täuschte sich, als er dem Gespräch lauschte.

»Hallo, hier Wagen 47, Denis und ich haben Passagier gerade abgeholt. Sind auf den Weg nach Kensington. Werden wohl leicht verspätet ankommen.«

»Polizei?«, fragte Mr Licker.

Sein Entführer drehte sich zu ihm um. »Ja, wir Polizei. Leider Kollegen von Geheimdienst keine Zeit.«

Warum redet der mit mir, als wäre ich begriffstutzig?, dachte Mr Licker noch. Dann entschloss er sich, seiner aufkeimenden Neugier nachzugeben und die kostenlose Fahrt zu akzeptieren. Mit ein bisschen Glück konnte er sich, sobald der Irrtum erst einmal aufgeklärt war, eine Taxifahrt zurück nach Hause erschnorren.

*

Zur gleichen Zeit stand der König von Tyranien vor einer Fahrstuhltür in demselben Gebäude, in dem Mr Licker seine Kurse abzuhalten pflegte und wartete darauf, dass diese sich von selbst öffnete. In seinem Heimatland gab es nur Fahrstühle, die von Fahrstuhlführern bedient wurden. Normalerweise hatte er selbst immer mindestens einen Diener dabei. Nur heute war er allein und wusste schlicht nicht, dass er den Rufknopf zu drücken hatte.

Jetzt hätte man denken können, dass es nicht so schlimm sei, denn schließlich würde sich der Fahrstuhl auf diesem Stockwerk schon irgendwann einmal von selbst öffnen, weil ein Passagier Auslass verlangte. Oder eine Person würde sich hinzugesellen, erkennen, dass ebenjener Knopf noch nicht gedrückt war und daher selbst in Aktion treten.

Aber leider befand sich König Leopold der III.,

Herzog von Karpartanien und Bischof der Karpatanisch-Tyranischen orthodoxen Kirchen auf einer Etage, die niemandem sonst zugänglich war. Nämlich der, auf der eine luxuriöse und sehr teure Konkubine wohnte, die sich auf blaublütige Kunden aus aller Herren Länder spezialisiert hatte und die für ihre Diskretion bekannt war. Und Diskretion war natürlich wichtig.

So wartete der König über ein Volk von beinahe zwei Millionen Untertanen (Kühe und Schafe nicht mitgerechnet) noch lange auf den Fahrstuhl. Denn so wenig, wie er den korrekten Umgang mit der Apparatur verstand, so wenig wusste er auch, dass es gleich um die Ecke des Flurs ein Treppenhaus gab. Aber hätte er es gewusst, wer weiß, wann er es genutzt hätte – und ob überhaupt. Denn Majestäten gehen nicht gern zu Fuß.

Man könnte sagen, dass der König von Tyranien ganz in der Tradition aller alten europäischen Herrschaftshäuser stand: Er war ein inzestuöser Abkömmling arrangierter Eheschließungen über zahlreiche Generationen hinweg. Und seine Vorfahren hatten es versäumt, das royale Blut regelmäßig durch Ausflüge unter das gemeine Volk aufzufrischen. Leopold III. war ein tumber und permanent geiler Monarch an der Grenze zur Debilität, der noch vor seiner Rückkehr nach Tyranien durch sein wütendes, ausgemergeltes Volk abgesetzt werden und somit gezwungen sein würde, in einem nordafrikanisches Land Exil zu suchen – aber das ist eine ganz andere Geschichte und soll hier nicht erzählt werden.

Mr Licker nahm ein schon leicht trockenes Käse-sandwich aus der kleinen Lunchbox, die er in seiner Aktentasche bei sich trug. Er hatte Hunger. Sein Entführer schaute über seine Schulter und blickte geradezu entsetzt drein. Beinahe, als würde er sich anschicken einem lebenden Huhn den Kopf abzubeißen.

Was für eine komische Situation, dachte Mr Licker. Er war nur allzu gespannt darauf, wie das Ganze wohl enden würde. So langsam fand er Gefallen an dieser Scharade und er war überzeugt, dass die Aufklärung der Situation für einige Leute noch mit erheblichen Peinlichkeiten und vielleicht sogar mit ernsthaften Konsequenzen verbunden sein würde. Am Ende des Tages würde es also aller Wahrscheinlichkeit nach noch was zu Lachen geben.

Mr Licker war recht früh davon überzeugt, dass ihn die Polizei mit jemandem verwechselt haben musste. Und offensichtlich mit jemandem, dem man keinen großen Verstand und keine große Kenntnis der englischen Sprache zutraute. Nun ja, auf jeden Fall waren die Polizisten noch relativ höflich, zumindest höflicher als man es von Polizisten – selbst im Königreich – gewohnt war.

»Eine Frage hätte ich noch ...«, versuchte er einzuwenden.

»Sir, wir haben leider nicht mehr viel Zeit. Der Sekretär ihrer Majestät wartet schon ewig. Und Sir Cameron kann wirklich unleidlich werden, wenn man sich verspätet.«

Mehrmals überholte ihr Wagen jetzt an Stellen,

an denen es nicht erlaubt war. Zumindest vermutete Mr Licker, dass es nicht erlaubt war, denn er hatte nie Autofahren gelernt und kannte daher die Schilder nicht, und einem Gentleman stand es selbstverständlich nicht zu, sich mit einem Zweirad, gleich ob motorisiert oder unmotorisiert, durch den Stadtverkehr zu bewegen. Geradezu ein lächerlicher Gedanken war das. Mr Licker hatte immer Taxis genutzt und würde es auch in Zukunft immer tun, kostete es auch seinen letzten Penny.

»Wohin fahren wir?«, wollte Mr Licker wissen.

»Hat man ihnen das nicht mitgeteilt?«, sagte der Beifahrer. »Ins Royal Opera ... wohin denn sonst?«

Mr Licker war außerordentlich erfreut. Er bekam eine Freifahrt und offensichtlich eine Einladung ins Royal Opera House, ein Vergnügen, das er sich selbst höchst selten leistete.

»Was wird gegeben?«, wollte er wissen.

»Wie, gegeben?«, fragte Gladwell.

»Er will wissen, was aufgeführt wird«, half ihm sein Kollege auf die Sprünge.

»Woher soll ich das denn wissen?«, fuhr Gladwell auf und drehte sich empört nach vorn, als hätte man ihn nach den Vorzügen bestimmter Straßenhuren gefragt.

*

Gladwell war genervt. Erst holte man ihn per Telegramm aus der Geburtstagsfeier seines Kindes – nicht, dass er sich viel daraus gemacht hätte, aber danach standen ein Besuch im Pub an der Ecke und ein Boxkampf in der Earls Court Arena an. Den konnte er sich jetzt leider abschminken, da er die-

sen dummen, feinen Pinkel, der offensichtlich zu dämlich war, sich selbst die Schuhe zu binden, durch die Gegend chauffieren durfte.

Denis, sein neuer, dummer Partner, griff zum Telefon, obwohl es eine Anweisung gab, dass nur der Beifahrer die Kommunikation mit der Leitstelle führen durfte.

»Leitstelle, hier Wagen 47, bitte um Durchgabe des heutigen Programms im Royal Opera House.«

Gladwell war sich sicher, dass niemand in der Leitstelle das wissen konnte. Doch er täuschte sich, schon wenige Minuten später, als sie auf die Oxford Street einbogen, bimmelte das Telefon anämisch im Handschuhfach. Gladwell nahm das Gespräch an.

»Wagen 47«, sprach er in den Hörer und nickte, dann sagte er »Danke« und legte auf.

»Elektrik von Strouse«, rief er in Richtung des Fahrgastes, ohne dabei nach hinten zu schauen.

»Ah, Elektra von Strauss, wie wundervoll«, sagte der feine Pinkel im Fond, wobei er die Wörter Elektra und Strauss besonders betonte. »Ausgezeichnet ... so wird heute also doch noch Blut fließen«, und er kicherte, als hätte er einen überaus gelungenen Witz vom Stapel gelassen, den aber niemand sonst verstand.

*

Sir Michael, der Privatsekretär der Königin und für die Begrüßung von Staatsgästen und das Hofzeremoniell außerhalb der Palastmauern Verantwortliche, war äußerlich die Ruhe selbst. Es war schon merkwürdig: Obwohl die Hetze und Ernsthaftigkeit, mit der Mr Licker entführt worden war, eher auf

eine zu verhindernde Staatskrise schließen ließen, blieb Sir Michael, der spätere Baron Adeane, erstaunlich gelassen. Er grüßte seinen Gast mit einer kleinen, nicht allzu ehrfurchtsvollen, aber dennoch untadeligen Verbeugung.

»Eure Majestät, es ist ein Vergnügen, euch bei uns zu wissen.«

Mr Licker wusste, was es hieß, als königlicher Gast empfangen zu werden. Er tat, was man erwartete, er zeigte sich – ebenso wie sein Gegenüber – betont unaufgeregt, nahm eine Haltung hochnäsiger Selbstverständlichkeit an, reckte das Kinn empor und harrte der Dinge, die noch kommen mochten.

»Sagen Sie, mein Lieber, wo finde ich die Waschelegenheiten?«, fragte Mr Licker, bei dem sich plötzlich ein menschliches, allzu menschliches Bedürfnis regte.

»Wie?«, fragten Sir Michael und Gladwell beinahe gleichzeitig.

»Die Toiletten?«, präzisierte er seinen Wunsch.

»Ach so, einen Augenblick ...« Sir Michael machte eine zackige Bewegung in Richtung Gladwell, so als müsste der selbstverständlich wissen, wo in der Oper die Toiletten zu sein pflegten.

Gladwell, vollkommen überfordert, schaute sich kurz um und entdeckte dann ein kleines, verschämt wirkendes Hinweisschild. Er ging voran und steckte kurz seinen Kopf durch die Tür. Es war niemand zu sehen. Nur eine strickende, alte Toilettenfrau mit tiefen Falten im Gesicht saß im Vorraum auf einem klapprigen Stuhl.

Als Mr Licker fertig war, wusch er sich ausgiebig die Hände und gab der Toilettenfrau ein kleines Trinkgeld. Diese taxierte ihn um festzustellen, ob es klug wäre, sich überdurchschnittlich freundlich zu bedanken oder nicht. Sie schätzte Mr Licker auf den ersten Blick richtig ein, er war nur ein hohlwangiger Ex-Irgendwas mit einem sauber erhaltenen, uralten Anzug. Er würde nicht häufig hier verkehren, also bestand kein Grund auf spätere, weitere Trinkgelder zu hoffen. Daher nickte sie nur stumm und strickte augenblicklich weiter.

Mr Licker war furchtbar aufgeregt. Er hatte die Königin noch nie im Leben gesehen, schließlich regierte sie ja auch erst seit kurzer Zeit. Während des Krieges hatte er natürlich die berühmte Radioansprache ihres Vaters gehört und dadurch Mut und Entschlossenheit gewonnen, auch wenn er selbst damals längst jenseits des waffenfähigen Alters gewesen war. Und er glaubte, ihn einmal kurz in einer Staatskarosse auf den Weg in den Palast gesehen zu haben, aber ganz sicher war er sich diesbezüglich nie gewesen. Elisabeths Krönung hatte er nur in der Wochenschau sehen können, da er nicht zu denen gehört hatte, die sich bereits einen Fernseher leisten konnten.

*

Gladwell schloss die Wagentür wütend hinter sich zu und zischte: »Verdammter Bastard, erst müssen wir ihn von seiner Lieblingsnutte abholen, dann stellt er sich auch noch wie eine alte Jungfer beim Pissen an und jetzt darf er auch noch mit der Königin futtern ... die Welt ist scheiße, ich sag's dir.«

Denis war von seinem neuen Kollegen solche Sprüche mittlerweile gewohnt, er reagierte nicht mehr darauf. Gladwell war immer der Erste, der den Schwanz einzog, sobald jemand mit einem höheren Dienstgrad nur seine Augenbraue hob.

»Was is' denn Elektrik überhaupt?«

»Elektra«, verbesserte Denis. »Ich hab' keine Ahnung, ich vermute mal ein Ballett oder so.«

»Ballett? Klar, was sonst?«, schnaubte Gladwell mit ganz besonders großer Verachtung. »Ich sag' dir noch was: Die Queen hätte diesen deutschen Bastard niemals heiraten dürfen. Niemals.«

»Ach, lass mal«, entgegnete Denis, »ich hab' ihn schon mehrmals in seinen Club in Soho gefahren. Auf der Rückfahrt ist er immer gesprächig wie ein Wasserfall und erzählt die versautesten Witze, die du dir denken kannst.«

»So, dann lass mal hören.«

Denis dachte kurz nach.

»Ok, an den erinnere ich mich: Ein Mann kommt in eine Bar, mit dabei hat er ein riesiges Krokodil. Der Barkeeper ist sauer und will ihn rauswerfen. Aber der Mann sagt: ›Kein Problem, mein Krokodil ist zahm, es tut nichts.‹ Und als Beweis stellt er das Krokodil auf die Theke, macht seine Hose auf und steckt dem Tier sein Ding ins Maul. Drei Minuten später ist immer noch nichts passiert. Er zieht sein Ding wieder raus und sagt: ›Seht ihr, ich hab doch gesagt, es ist zahm. Will's mal einer selbst probieren?‹ Da meldet sich eine beschwipste Blondine vom Ende der Theke: ›Ich würd's ja machen, aber ich weiß nicht, ob ich meinen Mund so lange offen

halten kann.<<

Gladwell musste lachen. »Ok, nicht schlecht. Aber wenn das Krokodil so riesig ist, wie kann er es dann auf die Theke heben?«

Denis schaute seinen Mitfahrer eindringlich an. »Du bist ein Idiot.«

Das Telefon klingelte wieder.

★

Mr Licker war ausgesprochen guter Dinge, als er die königliche Loge betrat. Leider hatten sie die förmliche Begrüßung verpasst, da ihre Majestät nicht mehr hatte warten wollen, denn wenn sie nicht bereit war, mussten schließlich alle anderen um sie herum, vom Publikum bis zum Ensemble warten, und das hatte sie nun wirklich niemanden zumuten wollen.

Er wurde von einem livrierten Pagen zu seinem Platz geführt, schräg hinter der Monarchin und direkt hinter ihrem Gatten, dem Prinzgemahl. Er hätte seine Freude nicht in Worte fassen können. Noch vor wenigen Stunden hatte er sich ob seines Lebens und seiner Bedeutungslosigkeit in Selbstmitleid gesuht, und nun saß er hinter der mächtigsten Frau Englands, der jungen Königin. Er wähnte sich im Himmel.

Leider kam Mr Licker erst in die Loge, als Elektra bereits ihren Auftritt hatte. Und während des ganzen weiteren Verlaufs, jedenfalls so lange er dabei saß, wippte der Kopf Elisabeths leicht im Takt der Musik. Aber Philip war schon recht schnell eingenickt, sein Kopf war vornübergeneigt und verblieb in dieser Position.

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er drehte sich zur Seite, es war die Hand von Gladwell, der sich zu seinem Ohr hinabbeugte und wütend zischte: »Mitkommen, Opa!«

Draußen vor der Loge liefen mehrere Personen hektisch hin und her. Nur Mr Licker war vollkommen ruhig. Zu schade, er hätte die Vorführung gerne zu Ende gesehen. Gerade als er sanft, aber mit Bestimmtheit hinausgeführt wurde, konnte er sehen, wie ein dürrer großer Mann, ungefähr in seinem Alter, die Loge betrat.

Sir Michael lief nebenher, während Gladwell mit festem, beinahe schmerzhaften Griff seinen Arm gegriffen hatte. »Du Mistkerl hast mir gründlich den Abend verdorben ... erst kann ich nicht in die Kneipe und jetzt verpasse ich auch noch den Boxkampf.« Er drückte noch fester zu.

Mr Licker schaute zu Sir Michael, der nur den Kopf schüttelte, und sprach zu ihm: »Lieber Sir, darf ich fragen, was heute noch das Hauptgericht gewesen wäre?«

Sir Michael, noch immer ganz die steife Höflichkeit, selbst einem Scharlatan gegenüber, antwortete: »Wild.«

»Ach, was für ein Glück«, seufzte Mr Licker, »ich mache mir so gar nichts aus Wild.«

Mission zum Roten Planeten

Hinflug

Komischerweise vertrug Randall die Schwerelosigkeit besser als seine vier Kollegen. In den monatelangen Trainingsphasen und Simulationen vor dem Start und auch während ihres einzigen Testflugs zur ISS2 hatten sich die betreuenden Wissenschaftler und all die anderen klugen Köpfe schon äußerst irritiert über diesen Umstand gezeigt. Für Randall war Gravitation Null nicht viel mehr als ein Kribbeln im Bauch. Umso mehr freute es ihn heimlich, wenn die drei Profis – Heffernan, Jakoby und Anand – die jahrelang im Dienste der Weltraumbehörden der Erde gedrillt worden waren, in der Schwerelosigkeit regelmäßig ihr Essen von sich gaben und mit totenbleichen Gesichtern festgezurret in ihren Schlafkojen lagen.

Nur M schien die Schwerelosigkeit ebenso unbeeindruckt abzuschütteln wie Randall. Meist trieb M wichtigtuerisch mit seinem Tablet-PC durch eine der vier Etagen des Wohnmoduls. Und dabei schaute er mal aus einem der kleinen Gucklöcher, las die Skalen diverser Instrumente ab, die nur angebracht worden waren, damit die Crew etwas zu tun hatte, oder beobachtete die kleine Ameisenkolonie.

M tat alles, um sein dummes Firmenlogo in die Kameras zu halten. Kameras, Kameras, Kameras, überall gab es sie. Damit nur ja kein Augenblick verloren gehen konnte. Alles wurde ständig gefilmt, alles, alles, alles. Harry, der Bordcomputer, traf nach irgendwelchen mysteriösen Algorithmen die Entscheidung darüber, was für die Nachwelt wichtig war und schickte es dann in Richtung Heimat. Alles Übrige wurde an Bord gespeichert. Randall wusste schon, wieso. Sollten Sie scheitern, und die Wahrscheinlichkeit dafür lag bei einem erschreckend hohen Prozentsatz, dann sollten ihre Nachfolger aus den Fehlern lernen können – vorausgesetzt natürlich, man würde ihr havariertes Raumschiff finden.

Randall wusste, wie es auf der Bodenstation aussah. Hunderte von Ingenieuren saßen vor tausenden von Bildschirmen und lasen Millionen von grafisch aufgehübschten Messwerten ab, um dem Volk etwas zu bieten. Die Werbeeinnahmen mussten fließen, das Exklusiv-Abo für die Erstauswertung der Bilder brachte bei Weitem nicht genug ein. Und dabei war alles nur Staffage. Alle Messwerte wurden permanent und parallel von den aktuell schnellsten Computern der Erde überwacht: E13 und B25 – oder wie man sie bei der Behörde nannte: Ernie und Bert.

Ernie und Bert waren es auch, die meistens mit der Mannschaft redeten. Man war bestrebt, den Ablauf der Mission durch menschliche Eingriffe so wenig wie möglich zu beeinflussen. Im Grunde hatten die Menschen hier an Bord nichts zu tun und nichts zu sagen. Es war nur eine Simulation einer

Beschäftigung, denn jeder ihrer Knopfdrücke wurde kontrolliert und erst nach Prüfung durch Harry akzeptiert oder ignoriert. Sie waren nicht die Piloten, sie waren nur Passagiere.

Einmal am Tag durfte man die Fragen der Zuschauer beantworten, die zuvor per Datenpaket an sie verschickt worden waren. Meist waren es immer dieselben Fragen. Es drehte sich ums Schlafen, Essen oder die Toilette – immer wieder die Toilette. Die elementarsten Bedürfnisse waren auch Millionen Kilometer von der Erde entfernt immer noch die interessantesten. Du konntest einen Doktor in allen bekannten Wissenschaften haben und hundert Meter unter 10 Sekunden laufen, am Ende wollten sie doch nur wissen, ob man wirklich in eine Staubsaugerdüse schiss (ja) und wo das ganze dann am Ende landete (im All).

Jakoby schwebte eben durch die Luke aus dem Schlafbereich hinab. Sie sah heute entspannter aus als gestern, als sie den Curryreis sogar durch ihre Nase ausgekotzt hatte. Es hatte Stunden gedauert, die Überreste aus allen Ecken zu entfernen. Doch noch immer trieben winzig kleine Bröckchen im Zeitlupentempo durch die Luft. Aber sie waren zufrieden gewesen, endlich eine richtige Aufgabe zu haben, nicht bloß eine Scheinbeschäftigung. Denn Kotze konnte Harry mit seinem Computergehirn nicht entfernen.

Jakoby war eine attraktive Enddreißigerin, zumindest war sie das auf der Erde. Aber hier oben hatte sie schnell ihre Reize verloren. Ihre Haare waren kurz und strähmig, ihre Augen meist gerötet von

der toten Luft und ihre Haut bleich und welk. Sie waren allesamt nicht mehr so vorzeigbar wie auf den offiziellen Pressebildern. Einmal hatte Jakoby wegen irgendeiner Nichtigkeit geweint. Die Tränen hatten sich in ihren Augenwinkeln zu kleinen, salzigen Kugeln gesammelt, die dann vor ihr herumgeschwebt waren..

Die schlaunen Jungs von der Behörde hatten sie beruhigt, dass man sich an den schlechten Geruch schon gewöhnen würde. Denn schließlich atmete man immer wieder dieselbe Luft ein und aus, egal, wie oft und gründlich sie gewaschen und entfeuchtet wurde, um nur ja keinen Schimmel entstehen zu lassen. Das Modul furzte ihr Kohlendioxid hinaus ins Weltall und eine kleine Fabrik auf der letzten Etage – oder der Ersten, denn hier gab es ja kein oben oder unten – erzeugte aus einem Teil des mitgeführten Wassers neuen Sauerstoff. Anand war der Spezialist für das Lebenserhaltungssystem, aber Randall bezweifelte, dass er viel würde ausrichten können, falls die Maschine mal streiken sollte. Randall hatte die Blaupausen gesehen; da konnte man nicht eben mal so mit einem Schraubenschlüssel das Öl ablassen und neues einfüllen, und alles lief dann schon wieder.

Aber spätestens nach den ersten zwei Wochen war einem das vollkommen scheißegal. Innerlich hatte man mit seinem Leben abgeschlossen. Es ging nur noch um die Mission. Wenn es klappte, bestens, wenn nicht, hieß es, abkratzen und den Nachfolgern als Lehrstoff zu dienen, wie man es besser nicht machen sollte.

Seit drei Tagen hatte Randall schon Zahnschmerzen, obwohl man sie natürlich vor dem Start noch zu allen möglichen Ärzten geschickt hatte. Aber es ließ sich aushalten. Nie zuvor in seinem Leben hatte Randal Zahnschmerzen gehabt, und ausgerechnet hier, mitten im Nichts, pochte seine Backe im Takt seines Herzschlags – mal stärker (wenn er sich auf dem Ergometer abstrampelte), mal schwächer (wenn er döste, was er die meiste Zeit tat).

Heffernan saß auf einem der Trainingsgeräte. Genauer: Er war dort mit Gurten festgezurrt, damit er nicht wie eine weggeworfene Puppe durch die Luft schwebte. Jeden Tag mussten sie unter medizinischer Aufsicht von Harry mindestens vier Stunden trainieren, um dem in der Schwereelosigkeit drohenden Muskel- und Knochenschwund vorzubeugen. Von allen Beschäftigungen an Bord war diese für alle am lästigsten. Man ruderte, lief oder strampelte stundenlang vor sich hin, ohne Sinn und Verstand, ohne Ziel. Anfangs vergnügte man sich dabei noch mit dem bordeigenen TV-Programm. Aber irgendwann hatte man alle Serien und Filme, die einen annähernd interessierten, durch. Und der Rest bestand dann nur noch aus Dokumentar- und Wissenschaftsserien, und die wollte man irgendwann auch nicht mehr konsumieren.

Randall hatte sich seit dem Start der Mission nur ein einziges Mal rasiert, dann nicht mehr. Es war einfach zu mühselig, sich jeden Tag in der Schwereelosigkeit mit einem Minimum an Wasser die Bartstoppeln abzuschaben. Aus irgendeinem Grund war das Rasiergel, das die abgeschnittenen Haare auf-

nehmen sollte, nicht auffindbar. Konnte man sich so etwas vorstellen? Harry wusste genau, dass es sechs Dosen geruchloses und hautfreundliches Rasiergel an Bord gab. Aber er wusste nicht, wo. Sie waren in der Truhe für Kosmetikartikel schlicht nicht mitgeführt worden. Die Checklisten an Bord und auf der Bodenstation listeten sie jedoch als vorhanden auf, und daher vermutete man sie irgendwo in den anderen, noch nicht ausgepackten Kisten. Aber diese waren so kompliziert genau und für einen bestimmten Verwendungszeitpunkt verstaubt, dass es keinen Sinn machte, danach zu suchen. Randall hatte sich dazu entschlossen, seinen Bart wachsen zu lassen, was eindeutig gegen den Vertrag mit der Agentur verstieß. Aber, hey, was sollten sie tun, ihn feuern?

Nur Heffernan, der seine militärische Herkunft nicht leugnen konnte und seine Haare immer mit der Kombination aus Staubsauger und Heckschere akkurat gekürzt hielt, rasierte sich jeden Morgen (natürlich Morgen nach der Erdzeit) mit ein wenig Wasser. Jakoby musste sich dann bereithalten, um mit einem kleinen Papiertuch das Gemisch aus Wassertropfen und rotblonden Härchen, die nicht mehr auf der Haut hafteten, aufzufangen. Anand hatte praktischerweise keinen Bartwuchs. Und M trug schon seit Urzeiten seinen bescheuerten Vollbart, als Haupteigner des Unternehmens musste er keinen Vertrag unterschreiben.

Randal knallte sein Tablet wütend auf den Tisch, aber nicht so wütend, dass es dabei kaputt gegangen wäre, denn ohne etwas zu lesen, würde er auf

dieser Reise gänzlich verrückt werden. Die anderen schauten auf.

»Was ist los, Randall, mein Freund?«, fragte M in dem säuselnden Ton eines Versicherungsvertreeters, der dir gerade mitteilt, dass die Versicherung leider doch nicht für den Wasserrohrbruch aufkommen würde. M ging ihm so was von gegen den Strich, schon vom ersten Augenblick an. Nein, noch früher, schon von den Clips und Reportagen im Netz, in denen er sich als reichster, tollster, visionärster Unternehmer der Welt darstellte. Randall hasste M so abgrundtief, dass es ihm manchmal den Atem nahm. Er hasste ihn so sehr, dass er sogar fürchtete, seine Gedanken würden eines Tages als kleine Hasswölken aus seinen Ohren entweichen und für jedermann sichtbar über seinem Kopf schweben, wo sie sich dann – wie in einem Cartoon – zu den Konturen eines grausam dahingemeuchelten M vereinigten. Wie vorteilhaft, dass niemand Gedanken lesen konnte!

»Ach, schon gut, nur ein bisschen müde.«, entgegnete Randall, der sich noch soeben zurückhalten konnte. Müde war alles, was man hier sein konnte; müde und gelangweilt. Die Langeweile an Bord war so unendlich, wie der schwarze Raum rings um ihre kleine Blechschachtel.

M schwebte heran und legte Randall seine Hand auf die Schulter, wie dem besten Freund, dem man beichten musste, mit dessen Frau in die Kiste gestiegen zu sein. Eine Geste von enervierender Aufdringlichkeit, die Randalls Abscheu nur noch mehr befeuerte.

Überhaupt war M schuld daran, dass er sich in dieser Situation befand, dass er mit irrwitziger Geschwindigkeit unterwegs war in diesem Kasten. Zweieinhalb Jahre lagen vor ihnen, genauer 920 Tage. 400 Tage für den Hin- und Rückflug und dazwischen 520 Tage auf der Oberfläche, um auf den optimalen Rückflugzeitpunkt zu warten. Warum hatte er sich nur darauf eingelassen? Es war doch alles nur ein Witz gewesen, niemand hatte es ernst genommen. Am letzten Tag des Mietvertrages seines pleitegegangenen Comic-Ladens hatte er beim Verpacken der Remittenden die Autobiografie von M gefunden. Zuerst hatte er sie wieder weglegen wollen, dann aber fiel ihm das Preisausschreiben ein, mit dem M dieses Buch zum erfolgreichsten Sachbuch der ganzen Dekade gemacht hatte.

Randalls Laden war so erfolglos gewesen, dass er noch nicht einmal diesen Bestseller des Jahrhunderts hatte verkaufen können. Jedes Exemplar, das vorne und hinten mit dem verhassten Logo geschmückt war, enthielt ein Los mit Hologramm. Und dieses Los galt für die Mitfahrt beim ersten bemannten Raumflug zum verdammten Planeten Mars. Randall hatte sein Los eingeschickt und gewonnen. Er hatte aus über 50 Millionen Losen den Volltreffer gezogen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er bei einem Preisausschreiben gewonnen. Und dann noch einen Gewinn, den er gar nicht haben wollte, den niemand haben wollte, der noch all seine Sinne beisammen hatte.

Er erinnerte sich an den Tag, an dem eine lange, schwarze Limousine vor dem Haus seiner Eltern in

Pasadena gehalten hatte, dem Haus seiner Kindheit, in dem er nach seiner beruflichen Pleite Asyl gefunden hatte. M war der Limousine entstiegen, denn natürlich hatte er es sich nicht nehmen lassen, Randall persönlich zu gratulieren. Und natürlich hatte er dutzende TV-Übertragungswagen im Schlepptau gehabt. Das war die Story des Jahrhunderts: Mittelloser Pleitier und Endzwanziger mit Bauchansatz wird zusammen mit dem reichsten Mann der Welt zum Mars fliegen. Auch jetzt noch, fünf Jahre später konnte er es kaum glauben.

Ms Bart hatte mittlerweile graue Strähnen, und er war immer noch das aufgeblasenste Arschloch auf dem Planeten Erde und mit Sicherheit auch auf dem Planeten Mars – sofern sie jemals dort ankämen.

Die Weltpresse hatte M immer als Visionär bezeichnet und war ihm schon seit 30 Jahren willenlos ergeben. Hatte es zunächst noch Kritiker gegeben, wurden immer mehr von ihnen mit jedem weiteren Erfolg mundtot gemacht und schlugen sich auf seine Seite. Er hatte der Welt mit seinem Geld und seinem Erfolg das Maul gestopft. Egal, was er tat, es wurde ein Erfolg. Fluglinien trugen sein Logo, Luxus-Hotels auf der ganzen Welt firmierten unter seinem Schriftzug. Das erste Elektroauto für die Massen trug sein Logo auf dem Kühlergrill. Er besaß Fernsehstationen auf jedem Kontinent. Nahezu zwei Drittel des gesamten Datenverkehrs weltweit ging durch Leitungen seiner Konzerne. Seit 20 Jahren betrieb er die Mission zum Mars. Und das Verrückte war, die Welt war so betäubt von M, so

geblendet, dass alle nur fleißig genickt hatten. Ja wohl, was M sich vornahm, musste ein Erfolg werden, so viel war klar!

M ging eine Kooperation mit der NASA, der ESA und den Russen ein. Der NASA traute man längst nicht mehr zu, selbst einen Mann auf den Mars zu bringen. Ihr fehlte schlicht das Geld für einen derart großen Wurf und die Präsidentin hatte genug damit zu tun, die Kriege, in die ihre Vorgänger sie geritten hatte, ohne weiteren Gesichtsverlust für Amerika zu beenden.

Normalerweise war es unmöglich, Zivilisten auf eine solche Mission mitzunehmen. Der Gedanke allein wäre schon absurd gewesen. Aber M hatte die Spendierhosen an, er finanzierte das Ganze aus eigener Tasche. Und er wollte natürlich auch die größte Leistung der Menschheitsgeschichte mit dem besten Marketing der Menschheitsgeschichte verbinden. Und dazu musste noch jemand mitgenommen werden, jemand möglichst Durchschnittliches: der Gewinner eines weltweiten Preisausschreibens. Das war eine viel bessere Story als nur wieder eine Mission mit den ewig gleichen stiernackigen, kurz geschorenen Klassenstrebern zu starten. Solche Inszenierungen wollte schon lange niemand mehr sehen.

Von da an war Randall der berühmteste ehemalige Unbekannte der Welt. Jeder wollte ein Scheibchen von ihm abhaben: Fernsehsender und Zeitschriften, Blogger, ausgebrannte Schauspieler, die sich mit ihm ablichten lassen wollten, Fotomodelle (was zunächst überraschend kurzweilig, dann aber nur noch lästig war), und immer wieder Politiker,

Politiker, Politiker. Er war in deutschen und japanischen TV-Sendungen zu Gast gewesen, deren Sinn er nicht verstand, saß mit arabischen Öl-Diktatoren und russischen Milliardären zu Tisch. Nach nur wenigen Monaten gab es schon drei Biografien über ihn, in denen sich Leute über ihn äußerten, die ihn überhaupt nicht kannten und die wiederum mit Leuten gesprochen hatten, von denen er noch nie zuvor gehört hatte. Entfernte Verwandte und flüchtige Freunde, echte oder erfundene, bettelten schamlos um Geld. Eltern – besonders Mütter – boten ihm ihre Töchter zur Heirat an, wobei jedes Alter vertreten war, von fünfzig bis hin zu Säuglingen. Glaubte man der Presse, hatte er schon mindestens ein Dutzend unehelicher Kinder, was bemerkenswert war, da Randall bisher in seinem Leben nur dreimal Sex gehabt hatte.

M war selbstverständlich erfahren in diesen Dingen und stellte eine ganze Abteilung seiner PR--Leute in Randalls Dienste. Diese schirmten ihn irgendwann komplett ab, sodass er nichts mehr von der Außenwelt mitbekam, was er nicht wissen sollte. Und merkwürdigerweise führte er von da an wieder das Leben, das er gewohnt war, das eines eigenbrötlerischen, menschenscheuen und antriebslosen Einzelgängers. Wäre da nur nicht diese dumme Verpflichtung gewesen auf den Mars zu fliegen, er hätte sich wunschlos glücklich gefühlt. Andere hatten sein Geschirr weggeräumt, seine Agentin Nummer drei hatte dafür Sorge getragen, dass seine Zähne gerichtet worden waren. Eine ganze Zahnarztpraxis war zu diesem Zweck nur für ihn eine

Woche lang gemietet worden, und der Zahnarzt war so speichelleckerisch gewesen, dass das Gebrauche Randall irgendwann nur noch angeekelt hatte.

Diese Phase dauerte ungefähr ein Jahr, dann begann das Training. Randall befürchtete schon, irgendwohin in die sibirische Steppe abgeschoben zu werden, in eine stalinistische Jugendherberge mit angeschlossenem Folterkeller, wo die Betten klamm waren, dafür aber der Wodka reichlich floss. Er irrte sich, natürlich hatte M längst einen anderen Plan. Randall und M wurden in Las Vegas, in einem der Hotels fit gemacht, die zu Ms Imperium gehörten. Dort lebten beide in einem voll klimatisierten Goldfischglas unter den Augen der Öffentlichkeit. Und in diesem Goldfischglas roch es noch nicht einmal nach Schweiß.

Jeden Tag derselbe Ablauf: Früh aufstehen, Ausdauertraining, Lehrstunden in Physik, Mathematik, Astronomie, Informatik, Medizin und Marketing. Dazu die regelmäßigen Therapiesitzungen, allein und in der Gruppe, die austesten sollten, ob Randall überhaupt in der Lage war, sich zweieinhalb Jahre lang mit einer kleinen Gruppe Nerds einschließen zu lassen.

In nur einem Monat hatten Sie, einzeln und im Team, über tausend Parabelflüge absolviert, um sich die Bewegung in der Schwerelosigkeit anzueignen. Nachträglich betrachtet fand Randall dieses Unterfangen als vollkommen lächerlich. Die maximal zwanzig Sekunden dauernden Sturzflüge, die immer und immer wiederholt wurden, verursachten nur ein Chaos aus umherfliegenden Armen und Bei-

nen und waren nur eine ganz schäbige Simulation der Realität fernab von Mutter Erde. Das Gleiten in der Schwerelosigkeit glich eher dem Treiben auf einer unsichtbaren Luftmatratze durch unsichtbares Wasser. Randall vermisste im Weltraum das geruh-same Gefühl nach einer körperlichen Anstrengung, wenn man sich erschöpft auf eine Couch legte oder in ein Bett. Hier gab es keinen spürbaren Widerstand, außer man ließ sich auf dem Ergometer fest-schnallen.

»Ich schau mal nach Anand«, sagte Randall und trieb gleich darauf weiter in Richtung der mittleren Steuerkonsole. Dort, exakt in der Mitte des Wohn-moduls, thronte Harry, der Computer. Er wurde von dicken Metallwänden abgeschirmt, damit er nur ja keine kosmische Strahlung abbekommen konnte. Immer wenn Randall sich dessen bewusst wurde, dass der Computer an Bord besser ge-schützt war als die Passagiere, fühlte er sich unbe-haglich. An Bord waren sie nur Staffage, Biomasse, Zusatzgewicht, Symbolpolitik. Und sie waren nicht nur anfälliger als die Technik, die sie transportierte, sondern im Grunde sogar schädlich für den Erfolg der Mission.

Schon Jahre vorher hatte man mit unbemannten Flügen, die von Robotern gesteuert wurden und da-her viel länger dauern durften und mehr Zuladung erlaubten, alles Mögliche vorausgeschickt: Landeein-heiten, Versorgungseinheiten und Energiegewin-nungsmodul für den Rückflug. Wie man schon aus unzähligen Filmen, Reportagen und zeitversetzten Livebildern wusste, warteten große Zelte mit Au-

ßenklos auf ihre Ankunft.

Eigentlich mussten sie nur hin, aussteigen, gucken, Steine aufsammeln und wieder zurückfliegen. Sogar Randall war offiziell eine Aufgabe zugeteilt worden. Er sollte dem Forschungsteam rund um das Thema Magnetfeld als ein besserer Praktikant dienen.

Es gab Verrückte, die tatsächlich planten, dem Mars sein gesamtes ursprüngliches Magnetfeld wiederzugeben, nur damit es dort ein bisschen wärmer werden konnte. So als würden schon Heerscharen von abenteuerlustigen Siedlern der Neuzeit hufescharrend darauf warten, unter einem feindlichen Himmel ihre Spaten in rostrote, unfruchtbare Erde zu stechen. Randall fragte sich, ob er als einziger sah, dass der Kaiser keine Kleider anhatte? War ihnen denn nicht klar, dass diese Mission nur eine Farce war, der Ego-Tripp eines milliardenschweren Wichtigtuers, der in der Schule keine Freunde gehabt hatte? Sahen sie denn nicht, dass sie hier alle verrecken würden?

Leider war Randall pleite und würde es auch bleiben. Die Anwälte von M hatten ein dickes Vertragskonvolut um ihn herum geflochten, das unterm Strich garantierte, dass er bis zu einem Tode nicht einen einzigen Dollar aus der Unternehmung schlagen würde, wenn er sich weigerte, an Bord zu gehen. Die angedrohten Konventionalstrafen waren so massiv, dass sogar Menschenrechtsgruppen darauf aufmerksam geworden waren und sich mit ihm solidarisiert hatten.

Eine verrückte Welt war das. Kennedy war ein ta-

dellos frisierter, gut aussehender Mann in einem fleckigen Schwarz-Weiß-Film gewesen, der den Amerikanern und der ganzen Welt versprochen hatte, durch eine heroische Hauruck-Leistung innerhalb von 10 Jahren Menschen auf den Mond und zurückzubringen. Auf dem Weg zum Mars hingegen waren die Juristen und Marketing-Fuzzis rund um M die wichtigsten Personen. Randall hatte nie gesehen, wo und wie die einzelnen Bestandteile des Raumschiffes zusammengebaut wurden. Erst auf dem Weg zur Startrampe sah er die riesige Rakete wie einen runden Wolkenkratzer in der Sonne glitzern. Sie hätten auch genauso gut vom Himmel herabgefallen sein können, oder aus der Erde gewachsen.

Sie würden sich noch alle wundern. Denn wenn das Raumschiff allein fliegen konnte, dann benötigte es weder M noch Anand, Jakoby oder Hefernan. Randall würde sich auf der Rückreise einfach in die Hängematte schnallen und in Ruhe Comics auf dem Tablet lesen können, ohne dass ihn jemand stören würde. Endlich Ruhe, das hieß, bis auf das permanente Rumpeln, Zischen, Knarren und Zirpen, das rund um die Uhr das Schiff beschallte, und einem das Gefühl vermittelte, im Innern einer Fabrik oder eines mechanischen Uhrwerkes zu hausen, das mit Dampf betrieben wurde.

Randall öffnete die kleine, weiße Schachtel, die er in in einer Ecke seines Spinds versteckte hatte, und schaute hinein. Ein Lächeln zog über sein Gesicht, als würde er einen kostbaren Schatz, ein kleines Geheimnis hüten, das nur ihm allein gehörte. Sie würden sich noch wundern! Er wusste, wo sich

die toten Ecken des Raumschiffs befanden. Als einziger hatte er sich die Erfassungswinkel aller Kameras eingeprägt. Es gab einige Stellen, die nicht von Harry abgefilmt wurden und die für das Publikum auf der Erde immer ungefilmt bleiben würden.

Rückflug

Wie geht es ihnen, Randall?«

»Das fragst Du mich jeden Tag, Harry.«

»Das muss ich, das ist schließlich eine meiner Aufgaben. Im Krisenfall habe ich die Aufgaben der ausgefallenen Missionsteilnehmer zu übernehmen, das schließt auch Kommunikation und Interaktion zur Vermeidung psychischer Belastungen ein.«

»Du meinst also, es würde mir helfen, mit einer Maschine zu reden?«, fragte Randall.

»Untersuchungen zeigen, dass das bei der Mehrheit der Menschen in Stresssituationen der Fall ist.«

»Woher willst Du wissen, dass ich gestresst bin?« Randall genoss es, Harry mit Gegenfragen zu konfrontieren.

»Du weißt, ich kenne alle deine medizinischen Daten, deine früheren und deine gegenwärtigen. Ich erkenne daran eindeutig, dass Du gestresst bist.«

»Meinst du nicht, Harry, das könnte einzig und allein darauf zurückzuführen sein, dass ich auf mich allein gestellt bin?«

»Natürlich«, sagte Harry, »welchen Grund sollte

es sonst dafür geben?«

Damit hatte Harry brillant pariert. Und Randall fragte sich wieder einmal, wie klug diese Maschine tatsächlich war. Er drehte sich zur Seite und beschäftigte sich mit den Messwerten auf einer Bildschirmanzeige, von denen er überhaupt nicht wusste, was sie bedeuten sollten. Harry durfte nicht wissen, dass dieses kleine Verhör ihn doch ein wenig nervös gemacht hatte.

Seit Beginn des Rückflugs hatte sich Randall noch mehr gehen lassen. Seine Haare waren wirr, sein Bart unrasiert und schmutzig. Er musste furchtbar stinken, da er keinen Sinn darin sah, sich dem zu unterziehen, was Raumfahrer »duschen« nannten, was aber in Wahrheit nichts anderes war als das Abrubbeln mit einem nassen Lappen. Wozu die Mühe? Keiner konnte ihn mehr riechen, nicht einmal er sich selbst. Die Klimaanlage lief nur noch wenige Stunden am Tag, um einige der Module zu schonen. Der ganze fliegende Kasten war im Grunde nur noch eine stinkende Sardinenbüchse. Nichts war mehr übrig geblieben von dem glitzernen Hollywood-Schein der ersten Tage, als alles noch neu, frisch und unverbraucht gewesen war und alle voller Enthusiasmus gestrahlt hatten. Jetzt war nur noch eine Patina aus Langeweile, Gewöhnung und immerwährender Tristesse allgegenwärtig, die sich allmählich in eine gleichgültige Schicksalsergebenheit wandelte. Im Grunde war es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch die letzten Aggregate ausfielen und er in diesem Kasten erfrieren würde.

Wasser, Nahrung und Sauerstoff gab es jetzt genug. Aber was nützte einem der Überfluss, wenn man ihn doch nicht schätzen konnte?

Die Pflanzen, die als Forschungsobjekte gezüchtet worden waren, hatten sich als wahre Mimosen entpuppt und waren, nachdem man sie immer wieder mühsam und langwierig wie Kleinkinder aufgepäppelt hatte, jedes Mal eingegangen, hatten die Blätter abgeworfen oder waren schlicht verdorrt. Scheinbar konnten nur Menschen hier überleben, wenn man von Überleben überhaupt sprechen konnte. Was sagte das über uns? Bei den Labormäusen hatten sich sogar die Fortpflanzungsorgane zurückgebildet. Die Ameisenfarm war schon auf dem Hinflug eingegangen. Das Raumschiff war keine Arche Noah, es war nur ein Sarg, in dem ständig irgendwelche motivierende Musik im Hintergrund abgespielt wurde. So als bräuchte man für die Liveübertragungen sicherheitshalber immer einen interessanten Soundtrack, weil die Bilder allein nicht mehr genug hergaben. Randall hatte schließlich jeden einzelnen Lautsprecher mit einem Hammer zerschlagen, sodass zumindest aus dieser Quelle keine Lärmbelästigung mehr zu befürchten war. Es gab tatsächlich einen Hammer an Bord. Was hatte man sich nur dabei gedacht, einen Hammer mitzuschicken? Was hätte man mit einem Hammer an Bord eines Raumschiffs reparieren können?

Randall verlotterte äußerlich wie innerlich. Manchmal hatte er stundenlang nur vor sich hin hingestarrt. Der Gesundheitsmonitor hatte keinen Schlaf aufgezeichnet, also musste er einfach nur

gedöst haben; Randall erinnerte sich dann nicht mehr daran.

Auch die täglichen Fitnessstrainings wurden immer kürzer und fielen irgendwann ganz aus. Wenn es niemanden gab, der einen motivierte, dann erlosch halt die Lust ziemlich schnell, und Randall war sowieso nie ein großer Sportfan gewesen. Nur die Jogginghose mit dem großen M auf der Gesäßtasche behielt er an.

Der Betrieb lief weiter. Das Raumschiff fiepte, ruckelte, zischte weiter vor sich hin, gefangen auf einer geschwungenen Bahn zurück zur Erde. Wie auf einer unsichtbaren Schiene befanden sie sich auf einem idealen Bogenflug, der irgendwann eingebremst werden würde, damit sie nicht am Ziel vorbeischossen. Der Energieaufwand für das Abbremsen würde so hoch sein wie der für das Beschleunigen. Darum gab es ja immer so viel Ärger mit dem Gewicht des Treibstoffs an Bord von Raumschiffen; nicht, weil man zu wenig dabei hatte, um möglichst schnell zu fliegen, sondern weil man irgendwann einfach nicht mehr genug übrig hatte, um noch zu bremsen.

Randall hatte all das in seinem Training auf der Erde gelernt, aber jetzt kümmerte es ihn nicht mehr. Harry würde zusammen mit dem Bodenpersonal dafür sorgen, dass sie pünktlich zum berechneten Zeitpunkt an der ISS2 ankämen und andocken konnten. Nicht dass Randall sich noch dafür interessiert hätte, denn was ihn betraf, konnte diese Reise auch ruhig ewig so weitergehen, bis entweder das Schiff, Harry oder Randall selbst eingehen würden.

Irgendwo draußen im kalten All, im Nichts würden sie dann als kosmischer Abfall in alle Ewigkeit weiertreiben, welche Rolle spielte es da noch, ob Randall lebte oder nicht? Gar keine.

Randall versuchte gerade, seine Haare mit einem selbst geflochtenen Band am Hinterkopf zusammenzubinden, was ihm aber nicht gelingen wollte, da die Haare für dieses Unterfangen noch nicht lang genug waren. Da meldete sich Harry mit seiner immer gleichen Stimme.

»Randall, darf ich Sie etwas fragen?«

»Natürlich«, sagte Randall.

»Wo ist die kleine weiße Kiste, die Sie auf dem Hinflug vor den anderen verbergen wollten?«

Ein 50 Jahre altes Verbrechen

Emily Rose betrachtete mit Wohlwollen den festlich geschmückten Esstisch, der für zwei Personen gedeckt war; für sie und ihren Ehemann Michael. Heute war ihr 48. Hochzeitstag, und auch wenn Michael sich nichts daraus machte – er war ja nur ein Mann – war dies für Emily immer ein besonderer Tag gewesen. Der Tag, der den Beginn ihrer Abhängigkeit markierte.

Äußerlich ruhig zog sie noch einmal das gebügelte Tischtuch glatt und wischte eine kaum sichtbare Staubflocke vom Rand eines Serviertellers. Sogar das schräg einfallende Licht zeigte Gnade, denn es beleuchtete diese Szenerie gerade so stark, dass auch das Fenster zum Garten sauber und wie unsichtbar wirkte. Emily konnte die Fenster ihres Hauses selbst nicht mehr putzen und das Geld reichte leider nur, um den Fensterputzer zweimal im Jahr einzubestellen. Michael putze Fenster grundsätzlich nicht. Er meinte, dass sie sowieso keinen Besuch bekämen, und wenn doch, wäre dem ein sauber geputztes Fenster völlig gleichgültig, es gäbe schließlich Wichtigeres in ihrem Leben.

Michael sagte immer gerne als Einwand gegen ihre Wünsche, es gäbe schließlich Wichtigeres im

Leben, wobei er aber immer vermied zu erwähnen, was dieses Wichtigere wäre. Gab es denn etwas Wichtigeres als ein sauberes Heim? Gesundheit? Ja, Freundschaft? Nicht unbedingt. Und sonst? Was blieb ihnen noch?

Emily schnaufte einmal kurz, streckte sich, hob das Kinn, so, als wolle sie eine kleine, aber erwartbare Enttäuschung abschütteln und holte den Dekanter aus der Anrichte. So wie für viele Frauen, die sich in eine lange Beziehung eingebracht und sich schließlich in ihr aufgelöst hatten, war auch für Emily die Phase des Grolls schon lange vorbei. Meist tröstete sie sich mit dem Gedanken, dass alles hätte schlimmer kommen können. Denn wer wusste schon, was die Zukunft als Alternative für ein Leben mit Michael für sie bereitgestellt hätte. Und schließlich würden Außenstehende Emilys Leben auf den ersten Blick als glücklich bezeichnen. Sie hatten einen gemeinsamen Sohn, der mittlerweile selbst schon zwei Kinder erfolgreich aufgezogen und in die Freiheit gegeben hatte. Ihr Haus war längst abbezahlt, ihre Krankenversicherung, ob schon obszön teuer, hatte noch Bestand. Erst im letzten Jahr hatte Michael nach einem komplizierten Bruch, den er sich bei einem Treppensturz zugezogen hatte, eine neue Hüfte eingesetzt bekommen, nicht das teuerste Modell, aber zumindest das zweitteuerste. Emily selbst war all die Jahre hindurch gesund geblieben, wenn man von den üblichen Zipperlein absah, die das Leben einer Frau bestimmten.

Das war die Erfolgsgeschichte nach außen, die

man Freunden und entfernten Verwandten erzählen konnte. Diese Art des Familienglücks war so langweilig und gewöhnlich, das es von niemandem infrage gestellt wurde. Sie hatten ein Haus mit Garten, beide konnten noch selbst aufs Klo, also musste alles in Ordnung sein. Punkt.

Aber die Wahrheit, die niemand kannte, nicht einmal Michael, war eine andere. Emily war zeit ihres Lebens eine Getriebene, getrieben von den Entscheidungen anderer. Es war einfach so passiert. Die ersten Jahre ihres Lebens hatten ihre Eltern die Entscheidungen für sie getroffen, danach war es ihr Mann. Sie selbst lief nebenher und musste alle Entscheidungen, die andere für sie trafen, als wohlwollend und rational akzeptieren. Es war halt einfach so passiert. Wer wollte schon unvernünftig sein? Immer, wenn sie sich selbst die Frage gestellt hatte, *was willst du denn sonst machen?*, fand sie keine Antwort. Es schien, als habe sie kein Gen für eigene Entscheidungen in sich. Wenn es darum ging, einen Film für die Kinovorstellung auszuwählen, war sie von geradezu lähmender Gleichgültigkeit, nach innen wie auch nach außen. Was sollte es schon bringen, sich Gedanken darüber zu machen, ob sie lieber einen Krimi oder eine Liebeskomödie gucken wollte. War nicht letztlich beides Fiktion und eines so belanglos wie das andere? Warum Energie in solche Entscheidungen stecken? Natürlich kam es schon mal vor, dass der gewählte Film dann nicht ihren Vorstellungen entsprach (selbst, wenn sie vorgab, ursprünglich keinen eigenen Wunsch gehabt zu haben, hatte sie natürlich einen gehabt). Aber

dann akzeptierte sie es und schaltete im Kino einfach ab und schlief manchmal sogar kurz ein.

Auf die Idee, dass so womöglich ihr eigenes Leben nicht mehr ihren Erwartungen entsprechen könnte, war sie einfach nie gekommen. Bis gestern früh, als ihr der Postbote einen dicken Briefumschlag überreichte.

*

Ihr Postbote seit bestimmt zwanzig Jahren hieß Hank, so viel wusste sie von seinem Namensschild. Er hatte immer ein Lächeln für sie parat und sie immer ein Bonbon für ihn. Das war ihre Prozedur, die sie nun schon all die Jahre fortführte und die damit begonnen hatte, dass Emily zufälligerweise einmal eine geöffnete Tüte Sahnebonbons in der Hand hielt, als ihr Hank ein Einschreiben überreichte. Seitdem stand immer ein Glas mit Sahnebonbons in Griffweite neben der Tür, gleich neben dem Schlüsselteller, den ihr Sohn vor nunmehr fast 40 Jahren in der Schule getöpft hatte. Dieser war, obwohl von einer außerirdischen Scheußlichkeit, noch in jeder neuen Wohnung und schließlich in diesem Haus zuerst ausgepackt und aufgestellt worden. Aber bei seinen seltenen Besuchen brachte dieser Schlüsselteller ihren Sohn immer noch zum Schmunzeln, und das war es schließlich wert.

Hank überreichte ihr lächelnd einen dicken, gepolsterten Umschlag, der von Hand beschriftet war. Schon seit Jahren bekam sie keine handgeschriebene Post mehr. Die privaten Dinge liefen über E-Mail und was ansonsten noch per Briefpost kam, war maschinell gedruckt und frankiert.

Der Absender auf dem Umschlag lautete J. Hampton. Emily erinnerte sich nicht daran, einen oder eine Hampton zu kennen, wobei die Handschrift eher einem Mann zuzuordnen war als einer Frau. – James? Jonathan? Jeremias?

Emily setze Tee auf, auch wenn es draußen fast schon sommerlich warm war. Sie zögerte das Öffnen des Umschlages ein wenig hinaus, um sich – wie in einem kleinen Spiel – noch eine Chance zu geben, den Absender zu erraten. Aber sie kam nicht drauf. Als der Tee lange genug gezogen hatte, setzte sie sich mit der Tasse und einigen Keksen an den kleinen Schreibtisch im Wohnzimmer, den sie und Michael gemeinsam nutzten. Sie schob die Tastatur des Computers beiseite und platzierte den Umschlag vorsichtig wie ein rohes Ei parallel zur Schreibtischkante ausgerichtet auf die dunkelgrüne Schreibunterlage. Noch immer sagte ihr der Name nichts. Sie kramte den Brieföffner, den sie vielleicht einmal im Jahr benutzte, aus dem Stiftebecher hervor und trennte mit drei kleinen Schnitten den Umschlag an seiner kurzen Seite vorsichtig auf, um nur nicht versehentlich etwas darin zu beschädigen.

Dann äugte sie hinein. Sie sah einen gefalteten Briefbogen und einen Stapel, den sie sogleich als einen Bündel Fotos erkannte. Emily spürte ein aufgeregtes Kribbeln in der Magengegend. Wer würde ihr noch Fotos schicken? Wer, den sie nicht kannte?

Um sich die Vorfreude noch ein wenig aufrechtzuerhalten, entnahm sie dem Umschlag mit spitzen Fingern zunächst den Briefbogen und faltete ihn auseinander. Der Text war in derselben Handschrift

wie der Umschlag geschrieben:

Liebe Emily,

Wir haben uns niemals kennengelernt. Ich bin Jonathan (*aha, Jonathan!*) Hampton. Sie waren mit meiner Frau Claire, geborene Vaughn, an der University of British Columbia befreundet. Soweit ich mich an Claires Erzählungen erinnern kann, waren sie gemeinsam im oder für das Labor der chemischen Fakultät tätig.

Claire ist vor zwei Wochen, am 3., nach langer Krankheit gestorben. Ich weiß nicht, ob sie die letzten Jahre noch in Kontakt gestanden haben, aber ich habe ihre Adresse in Claires altem Adressbuch gefunden. Sie hat darum gebeten, alle Fotografien, die sich in einem Karton mit der Aufschrift »Universität« befanden, an Sie zu schicken. Leider enthielt der Karton keine Negative.

Herzliche Grüße,

Ihr Jonathan W. Hampton

Emily war erschüttert. Jahrelang war ihr der Name Claire Vaughn nicht mehr in den Sinn gekommen. Und sie hatte auch seit der Universität und der Sache mit Pete nicht mehr in Kontakt mit ihr gestanden – bis auf ein paar Weihnachtspostkarten. Sie fühlte sich, als hätte ihr der Arzt eröffnet, dass die kleine Schwellung am Hals vorsichtshalber doch näher untersucht werden sollte. Ihre Hände zitterten, als sie nach den Fotos griff.

Emily hatte ihre eigenen Aufnahmen von Pete seit mindestens dreißig Jahren nicht mehr angeschaut. Diese lagen weit, weit außerhalb ihrer Reichweite, zusammengepresst in einem alten Tagebuch, das in einem Schuhkarton steckte, der wiederum in einer uralten Umzugskiste in der hintersten Ecke auf dem staubigen Dachboden die Jahrzehnte überdauerte, gleich neben dem vollgehaarten Lieblingskissen ihrer toten Katze.

Emily fürchtete, im nächsten Augenblick weinen zu müssen, daher ging sie ins kleine Gäste-WC, das sich auf derselben Etage befand, und griff sich gleich die ganze Klopapierrolle. Sie war mit einem Male so verwirrt, dass sie nicht mehr wusste, wo sie nach richtigen Papiertaschentüchern suchen sollte. Dann setzte sie sich wieder an den Schreibtisch und schob die Teetasse beiseite. Sie hatte noch einen Keks übrig, aber ihr Mund war so trocken, dass sie nicht wagte, ihn zu essen.

Sie hielt den Stapel Fotos mit den Bildseiten nach unten in ihren Händen, dann drehte sie das oberste um. Es war so gut erhalten, als wäre es erst letzte Woche aus einem Entwicklungslabor gekommen. Was sie sah, wirkte wie das Standbild eines neuen Kinofilms über eine längst vergangene Zeit: Die Menschen trugen alle komische Frisuren und komische Kleidung, alles war ganz schrecklich aus der Mode. Und niemand hielt ein tragbares Telefon in der Hand.

Ihr erster Gedanke war: Das bin ich nicht! Noch bevor sie in der jungen Frau in einem leuchtend roten Kleid, die dem Betrachter mit einem halb vollen

Weinglas zuprostete, sich selbst erkannte, dachte sie einen Augenblick, nur die Aufnahme einer ihr völlig fremden Person zu sehen. Das Foto war fast 50 Jahre alt. Und als sie darauf im Hintergrund ein Plakat mit der Aufschrift »Silvester« und der Jahreszahl sah, wusste sie, wann und wo das Bild aufgenommen worden war: am Silvesterabend im Haus von Claires Eltern. Sie und einige Freunde hatten dort den Jahreswechsel gefeiert – sie, einige Freunde ... und Pete.

Es verblüffte sie und stimmte sie gleichzeitig so furchtbar traurig, sich selbst als junge Frau von knapp zwanzig Jahren zu sehen. Sie erkannte sich und doch wieder nicht. So viele Jahre waren vergangen, in denen sie alles vor sich hergeschoben hatte, alle wichtigen und unbequemen Entscheidungen, die ihr Leben vielleicht hätten beeinflussen können; all jene Entscheidungen, die andere für sie getroffen hatten. Die junge, fröhliche Frau auf diesem Foto hatte noch ihre ganze – Emilys ganze – Zukunft vor sich. Und Emily wusste, dass diese Zukunft immer nur ein ungelebtes Versprechen geblieben war. Es verband sie nichts mit dieser Frau, keine Geschichte, keine Freude, nur die Tatsache, dass sie einmal zufällig aus denselben Molekülen aufgebaut gewesen waren. Wäre diese Frau heute auf der Straße an ihr vorbeigelaufen, sie hätte mit keiner Wimper gezuckt.

Das Alter war keine Gnade, es war eine einzige Demütigung, und nichts verdeutlichte diese deprimierende Erkenntnis mehr, als das Betrachten alter Erinnerungen. Wenn sie sich so sah, diese Person,

die sie fast nicht erkannte, fühlte sie nur Verlust und Vertanes in sich aufkeimen. Alles, was nach diesem Foto kam, die ganzen 50 Jahre, waren mit einem Mal komplett entwertet. Alles, was sie sich aufgebaut hatte, alles, was sie erreicht hatte, verfiel im Angesicht dieser kraftvollen, lebenshungrigen und jungen Person im roten Kleid zu Staub. Erstaunlich, wie schnell das passieren konnte – der Blick auf ein Foto genügte.

Das rote Kleid hatte Pete damals so sehr gefallen. Und noch am selben Abend hatte er es ihr in einem kleinen Gästezimmer der Familie Vaughn ausgezogen. Ihre Hände zitterten. Was jetzt kommen würde, war unausweichlich. Sie ahnte, wer das nächste Bild geschossen hatte – sie selbst – und wer darauf zu sehen sein würde – Pete.

Die erste Träne platschte auf den Schreibtisch, Emily wischte sie mit einem Stück Klopapier auf und trocknete ihre Augen. Dann zog sie die Nase hoch und drehte das nächste Foto um. Tatsächlich, es war Pete. Pete mit den lustigen Augen und der knubbeligen, kleinen Nase. Pete, der sich immer beim Rasieren schnitt und Hunde liebte. Pete, der allergisch gegen Spinat war und zweimal in der Woche mit alten Schulfreunden Fußball spielte. Pete, den sie am ersten Tag im Labor kennengelernt und der sie am Wochenende darauf in seinem kleinen Studentenzimmer entjungfert hatte.

Pete, der einen Tag nach ihrer Verlobung im Treppenhaus der Universität erstochen wurde und dabei so ausgeblutet war, dass man das Linoleum auf den Stufen komplett hatte erneuern müssen.

Pete, dessen Mörder man trotz intensiver Fahndung niemals gefasst hatte.

Petes Freunde waren verdächtigt worden, obwohl sie für so eine Tat nie ein Motiv gehabt hätten. Auch die Tatwaffe war nie gefunden worden. Man vermutete ein Taschenmesser. Die Ermittlungseinheit der Polizei war zuerst personell gut besetzt gewesen, und es hatte sogar Aufrufe in den Medien gegeben, aber keine Spur hatte sich als brauchbar erwiesen. Und schließlich, wie die ehemals frische Liebe zu einem neuen Hobby abklingt, waren auch die Ermittlungen geräuschlos eingeschlafen.

Emily weinte jetzt hemmungslos, ihr Körper bebte, Speichel lief ihr aus dem vor Gram geöffneten Mund. Das Foto entglitt ihren zitternden Fingern und sie konnte vor Schmerz kaum atmen. Ach, Pete, was war nur passiert, was hätte nicht alles sein können? An jenem Tag hatte jemand die größte Weiche ihres noch jungen Lebens mit einem banalen Taschenmesser in Richtung eines 50 Jahre währenden Abstellgleises umgelegt.

Sechs Monate später hatte sie zufällig Michael kennengelernt, natürlich auch an der Universität, wo er Medizin studierte. Als sie noch ganz verunsichert mit ihrem Leben haderte, war er der Einzige gewesen, der ihr gegenüber Geduld aufbrachte. Er ertrug ihre plötzlichen Weinkrämpfe, ihre Stimmungsschwankungen, ihre Unsicherheit und – vor allem – ihre Schuldgefühle, noch am Leben zu sein. Irgendwann hatte sie seinem stetigen Werben nachgegeben und mit ihm geschlafen; dem zweiten Mann in ihren Leben. Es musste ja irgendwie weiter-

gehen. Und es ging weiter. Obwohl sie Kondome benutzt hatten, wurde sie schwanger. Von da an war der Weg für die nächsten 48 Jahre vorgezeichnet.

Ganz langsam schaute sie sich die anderen Bilder an. Sie glaubte, auf einem auch Claire zu erkennen. Ganz sicher war sie sich aber nicht.

Das Weinen war irgendwann versiegt und ihre Augen getrocknet. Sie knabberte doch ein wenig an dem letzten Keks. Viele der Bilder zeigten ausschließlich Leute, die sie gar nicht kannte oder an die sie sich nicht erinnern konnte. Es folgten einige Bilder, die sie und Pete gemeinsam im Labor der Universität zeigten. Entweder hatten sie da schon für das Labor gearbeitet oder mussten prüfungsrelevante Praktika absolvieren. Auch daran konnte sie sich nicht mehr erinnern. Alle Personen auf den Bildern trugen die typischen weißen Kittel in Einheitsgröße und hatten meist Schutzbrillen und Handschuhe an. Die Frauen – und auch ein Mann – hatten ihre Haare aus Sicherheitsgründen mit Gummis zurückgebunden.

Beim Aufdecken des vorletzten Fotos, als Emily sich schon fast wieder beruhigt hatte, traf sie der Schlag. Sie sah sich selbst als die strahlend lächelnde Frau mit Pete, Arm in Arm, wobei jeder noch ein Reagenzglas in die Kamera hielt. Sie erinnerte sich an diesen Moment; wie alle Chemiker in den Anfangssemestern hatten natürlich auch sie selbst Alkohol herstellen wollen. Und wie bei jedem Semester schauten die Verantwortlichen wohlwollend darüber hinweg oder stiegen gleich mit in die Party ein, solange die Sache nicht überhandnahm.

Im Hintergrund des Fotos, an einem Tisch mit darauf verstreuten Papieren und geöffneten Kartoffelchipsstüten, saß ein junger Mann und schaute zu ihnen herüber. Er trug keinen Kittel, also vermutete Emily, dass er damals nicht zur Gruppe der Chemie-Studenten gehört hatte. Und dieser Mann sah so aus wie ihr Sohn, wie Michaels und Emilys Sohn im Alter von zwanzig. Er hätte ein Zwilling sein können: dieselbe hohe Stirn, die sich schon früh gezeigt hatte, die kleinen Ohren, die nicht zum Kopf zu passen schienen und dieselben runden Augen. Aber in einer Kleinigkeit unterschied sich die Person auf dem Foto von ihrem Sohn: Sie hatte eine Narbe am Kinn, die von knapp unterhalb des linken Mundwinkels bis unter den Hals verlief. Emily wusste, woher diese Narbe stammte: Sie rührte von einer Spielplatzverletzung, die sich die Person auf dem Foto im Alter von vier Jahren bei dem Versuch, rückwärts eine Rutsche hinabzurutschen, zugezogen hatte. Es war Michaels Narbe. Es war die Narbe ihres Mannes. Michael war der Mann auf dem Foto, der junge Michael.

Hasserfüllt, wie sie es noch nie in ihrem Leben bei ihm gesehen hatte, bohrten sich seine Blicke in Petes Rücken. Pete, der so fröhlich und unbeschwert in die Kamera grinste. Und deutlich sah Emily auf den Papieren vor Michael ein rotes Ding liegen. Es war ein Rot, das jeder Mensch auf der Welt sofort erkennt, es war das Rot eines Schweizer Taschenmessers.

★

Emily ging in den Keller, um die Wäsche in den

Trockner zu stopfen und eine Dose Hühnersuppe aus dem Vorratsregal zu holen. Michael würde bald zurück sein und das Essen sollte dann auf dem Tisch stehen, so wie es all die Jahre zuvor auf dem Tisch gestanden hatte, wenn Michael von irgendwoher zurückkam. Emily spürte, dass es für sie jetzt an der Zeit war, wenigstens einmal in ihrem Leben noch eine wichtige Weiche selbst umzulegen. Eine Weiche, die sie vielleicht doch noch weg vom Abstellgleis und hin auf eine andere, wenn auch kurze, Strecke führen würde.

Gegen Mittag brachte ein Taxi Michael von seiner wöchentlichen Massagetherapie zurück. Emily öffnete die Haustür, als er gerade den Fahrer bezahlte. Michael ging immer leicht gebückt, wenn er von der Massage kam, obwohl man ja annehmen sollte, dass sie ihm Linderung brachte. Emily war es egal. Seine Haare waren schon seit Jahren fort, die Narbe am Kinn war mit dem Alter dunkler geworden. Nur seine Augen hatten sich nicht verändert. Eines Tages, in vielen Jahren, würde also ihr Sohn auch so aussehen. Emily schüttelte es bei dem Gedanken. Sie war froh, dann nicht mehr am Leben zu sein.

*

Emily sah zu, wie Michael langsam und mechanisch die Suppe schlürfte. Er hatte dabei die Eigenart, immer den Kopf ein wenig anzuheben, wenn er den Löffel in den Mund steckte, so als fürchtete er, dass ihm die Suppe aus dem Mund fließen würde. Eine Marotte, die ihr während der fast 50 Jahre immer unterschwellig missfallen hatte. Wie ekelhaft er

doch war.

Emily sprach leise aber mit fester Stimme, während sie ihre Serviette in der Hand drückte.

»Michael, hast du gewusst, dass wir im Keller, gleich hinter dem Öltank noch eine Dose mit Arsen-Rattengift hatten? Das werden uns die vorherigen Eigentümer, die Fortins, hinterlassen haben. Wirklich, eine ganze Dose, sogar noch luftdicht verschlossen. Die Dose ist uralte, die Aufschrift lässt sich kaum noch entschlüsseln. Bei uns ist das ja schon seit Jahrzehnten verboten. Ich denke, sie werden einfach vergessen haben, es zu entsorgen. Schon ein komisches Zeug, dieses Arsenik, so giftig und dabei absolut geruchs- und geschmacklos ... schmeckt dir die Suppe?«

Michael schaute kurz auf und verzog seine Lippen zu einem gnädigen, nur einen Wimpernschlag kurzen Lächeln. »Ja, ganz ausgezeichnet, danke.«

»Hast du gewusst, dass man es früher Erbschaftspulver genannt hat?« Emily kicherte. »Weil man es so vielen Erbonkeln verabreicht hatte, um deren Ableben zu beschleunigen.«

»Ach«, sagte Michael und nahm noch einen Löffel der Suppe, »wie interessant.« Und Emily kannte Michael gut genug, um zu wissen, dass es ihn überhaupt nicht interessierte.

»Ja, nicht wahr?«, sagte Emily und legte den noch unbenutzten Löffel zurück auf den Tisch, denn sie war nicht wirklich hungrig.

Pacta sunt servanda

Es war der heißeste Tag in New York seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. Die Hitze lag wie ein bleiernes Tuch auf der Stadt und drückte alles und alle zu Boden. Wenn man durch die Straßen ging, hatte man das Gefühl, auf einem anderen Planeten zu sein. Fremd und feindselig wirkten die vom Wetter gestressten und gehetzten Menschen. Das Licht flirrte über dem staubigen Asphalt. Alle fühlten sich unwohl.

Veronica McPoddle verließ soeben ihre Bank. Der Mann am Schalter hatte sein Lächeln auch dann nicht ausgeschaltet, als er ihr eröffnete, dass ihre gesamten Ersparnisse der letzten vierzig Jahre verschwunden waren. Sein Lächeln hatte in ihr kurz die verzweifelte Idee aufkeimen lassen, dass es sich nur um einen üblen Scherz handeln konnte. Aber nein, natürlich nicht. Es war kein Scherz gewesen. Banken kannten keinen Humor. Sie war jetzt offiziell arm. Schlussendlich hatte man ihr ein Stück Papier hingehalten, das ihr für eine Summe in Höhe ihres alten durchschnittlichen Monatslohnes das Versprechen abnahm, jetzt und zukünftig nicht gegen die Bank zu klagen.

»Und ganz unter uns«, hatte der Mann am Schalter noch gesagt, »sonst bekommen Sie überhaupt nichts.«

Während sie mit zittrigen Fingern unterschrieb, schielte ihr Gegenüber schon nach dem nächsten Kunden. Die Verabschiedung erfolgte so leidenschaftslos wie das Schächten eines Kalbes. Veronica McPoddle spürte wie alle kleinen Leute, wann es keinen Sinn machte zu kämpfen. Und sie hatte nie viel gekämpft in ihrem Leben.

Das Geld, mit dem sie sich ihren bescheidenen Lebensabend hatte finanzieren wollen, war weg. Jetzt stand sie auf der Straße – im übertragenen wie im wörtlichen Sinne. Es war heiß, der Schweiß rann ihr undamenhaft ins Dekolleté und noch an ganz andere heikle Stellen. Ihre Frisur war zerzaust, ihre Stimmung gedrückt. Gestern hatte sie ihren – wie sie gehofft hatte – letzten Job gekündigt, um endlich frei zu sein, um keine frechen Bälger mehr hüten zu müssen. Nie wieder Kindermädchen! Und jetzt das: kein Geld. Nein, schlimmer: kein Geld in New York!

Veronica McPoddle nahm die A-Linie zurück nach Brooklyn. Die Fenster im Wagen waren geöffnet, aber selbst der unterirdische Teil der Strecke bot keinen kühlen Fahrtwind. Es würde für längere Zeit die letzte U-Bahn-Fahrt sein, die sie sich noch leisten konnte. Sie schluchzte leise in ein gebügeltes Taschentuch, während das Schlingern des Wagens sie abwechselnd links und rechts gegen ihre Sitznachbarn stoßen ließ. Niemanden hier interessierte das Weinen einer alten Frau. Alle schauten nur angestrengt durch die Fenster, hinter denen nichts zu sehen war.

Nur wenige Leute stiegen mit ihr aus. Sie verließ

die Haltestelle und überquerte eine Straße. Dann lief sie an einigen zu Müllkippen verkommenen Baugrundstücken vorbei. Sie ignorierte den Gestank, der aus den Gullys kroch, weil es tagelang zu trocken gewesen war. Eine furchtbare Stadt; und erst die Schlaglöcher. Bodenlose Krater im Gesicht des Asphalts, denen man besser nicht auf den Grund ging. An der Größe der Schlaglöcher ließ sich erahnen, welche Bedeutung die verantwortlichen Politiker einem Stadtteil beimaßen.

Vor ihrer Haustür lungerte wie meistens der arbeitslose Sohn ihrer costa-ricanischen Nachbarin herum. Er war mit einem Kofferradio beschäftigt, das dankenswerterweise ausgeschaltet war. Miss McPoddle nickte nur kurz und antwortete auf seinen Gruß, dass es ja wirklich schrecklich heiß sei, und huschte hinein. Das Treppenhaus lag fast komplett im Dunkeln, bot aber nur wenig Abkühlung. Irgendwer schrie wieder; es wurde immer geschrien im Haus – egal, ob Tag oder Nacht.

Miss McPoddle schleppte sich die Stufen hinauf in die letzte Etage, heute fiel ihr der Aufstieg besonders schwer, ihr linker Knöchel schmerzte und ihr war leicht schwindlig. Schlimme Gedanken gingen ihr durch den Kopf: Wie sollte sie die Miete zahlen? Wie das nächste Essen? Was war mit dem Kühlschrank, der seit Wochen nicht mehr richtig funktionierte? Welcher Bastard hatte ihre Rente verzockt? Wie konnte das Leben so ungerecht zu ihr sein? Gestern noch hatte sie sich wie eine Heldin gefühlt, als sie sich von ihrer letzten Familie verabschiedete, ohne Drama und Stirnrunzeln, aber nicht ohne ein

wenig Erleichterung ihrerseits. Und nun? – Der Lohn für Jahre der Mühen um die Kinder fremder Leute war von ihrem Konto verschwunden. Es kam ihr vor, als hätte jemand ihre komplette Existenz ausgelöscht. Sie fühlte sich unsichtbar, wertlos, selbst in den eigenen vier Wänden, die sie bald würde kündigen müssen, wenn sie einem Rauswurf durch den Vermieter zuvorkommen wollte.

*

Sie musste auf dem kleinen Bett in der Schlafnische eingedöst sein, als sie von einem Klopfen geweckt wurde. Es schwirrte in ihrem Kopf. Zunächst dachte sie, das Geräusch nur geträumt zu haben, als es abermals klopfte. Wer, um Gottes willen, wollte jetzt was von ihr? Bestimmt die Nachbarin. Sie war versucht, einfach regungslos liegen zu bleiben und das Klopfen zu ignorieren, bis der Störenfried aufgeben mochte. Da vernahm sie ein drittes Klopfen.

Jetzt war sie wütend. Wer immer da störte, sollte was zu hören bekommen. Verschwommen nahm sie wahr, dass es schon dunkel war. Sie ging auf wackeligen Beinen und immer noch leicht schwindlig zur Wohnungstür und riss sie auf.

»Ja?«, rief sie, um sogleich wieder zu verstummen.

Vor ihr stand ein Mann, groß und schlank. Er war makellos rasiert, trug wundervoll frisierte Haare und sah atemberaubend, beinahe übernatürlich schön aus. Miss McPoddle hatte noch nie in ihrem Leben einen so gut aussehenden Mann gesehen, nicht in Magazinen, nicht im Fernsehen oder im Kino und erst recht nicht vor ihrer Wohnungs-

tür.

»Guten Tag«, sagte der unglaublich schöne Mann von ungefähr vierzig Jahren mit einer unglaublich schönen Stimme und tippte sich an eine unsichtbare Hutkrempe. »Erlauben Sie mir, dass ich mich vorstelle, mein Name ist Black.«

»Oh, ja ... guten Tag«, sagte Miss McPoddle vollkommen verblüfft. Ihre Wut war komplett verfliegen, wie bei einem Luftballon, dem man die Luft abgelassen hatte. So verharren beide eine kurze Zeit regungslos.

»Darf ich hereinkommen?«, fragte Black.

»Aber, bitte, ja ... kommen Sie herein.« Warum nur hatte sie so rasch ihre Zurückhaltung aufgegeben? Sie lebte schon ewig in dieser Stadt, in der man als Erstes lernte, keinem Fremden die Tür zu öffnen, und jedem grundsätzlich zu misstrauen. Und jetzt fühlte sie sich so absonderlich leicht, als könne sie diesem Mann alles erlauben.

Mit leichtem Gang trat Mr. Black ein, wobei er kurz nach rechts und links blickte. Dann setzte er sich ungefragt auf ihr kleines Bett. »Wissen Sie, wer ich bin?«, fragte er.

»Nein«, gab Miss McPoddle zögerlich zur Antwort, »ich denke nicht, dass wir uns bereits begegnet sind.« Wie war das denn passiert? Wie war dieser Mann auf einmal auf ihrem Bett gelandet? Was ging hier vor?

Sie drückte den Lichtschalter an der Wohnungstür. Gelbliches Licht, kaum mehr als der Schein einer Taschenlampe, beleuchtete ihre kleine Einzimmerwohnung, für die sie sich jetzt vor diesem Mann

schämte.

»Schließen Sie doch die Tür, Madam.«

Wie lange war es her, dass jemand sie Madam genannt hatte? So wie dieser Mann es aussprach, klang es wie aus dem Mund eines unwiderstehlichen Schürzenjägers aus den Südstaaten. Eines Mannes, der genau wusste, wie man mit Frauen umzugehen hatte. Jemand, der sich alle Weiber gefügig machen konnte. Sie erschrak bei diesem Gedanken. Sie atmete schwer. Lag das jetzt an der Hitze oder an ihrem Besuch?

»Ich kann Sie beruhigen«, sagte Mr. Black mit einem gönnerhaften Lächeln, »ich bin nicht der Sohn, den sie als Backfisch zur Adoption freigegeben haben.«

Miss McPoddle war entsetzt. Wie konnte dieser Mann das wissen? Wie war das möglich? Sie selbst hatte ein halbes Menschenleben nicht mehr an ihren Sohn gedacht, an das unglückliche Ergebnis einer halb gewollten und halb erzwungenen gemeinsamen Nacht mit einer Zufallsbekanntschaft. Vierzig Jahre musste es her sein. Damals hatte sie zunächst den grotesken Gedanken gehabt, das Kind auszutragen und ohne Vater zu erziehen. Eine Herausforderung, der sich damals keine Frau wirklich stellen konnte oder mochte. Aber als sie das kleine Kind in den Armen gehalten hatte, war ihr klar geworden, dass sie nichts mit ihm verband. Sie hatte für das Kind so viel Gefühl verspürt wie für ihre abgeschnittenen Haare – nämlich keins. Also hatte sie das Kind zur Adoption freigegeben, natürlich unter Angabe eines falschen Namens. Wozu ein spätes und unschö-

nes Wiedersehen riskieren? Eine kleine Stimme hatte ihr eingeflüstert, dass mit dem Zurweltbringen genug getan sei, sollten sich doch ab jetzt andere um das Kind kümmern. Niemand hatte davon gewusst. Sie war weit weg von Zuhause mit dickem Bauch in ein katholisches Spital gegangen und hatte es schlank wieder verlassen. Und sie hatte es geschafft, diese Erinnerung so tief in sich zu vergraben, dass es ihr fast wie eine Episode aus einer Seifenoper vorgekommen war oder wie die Tragödie eines entfernten Verwandten. Auf jeden Fall aber wie etwas, das nicht ihr geschehen war. Und zur Strafe hatte Gott sie von da an für die niemals erwachsen werdenden Kinder fremder Leute Sorge tragen lassen.

Sie wollte zu einer Frage ansetzen, aber der Mann brachte sie mit einer kurzen Handbewegung zum Schweigen.

»Keine Angst, Miss McPoddle, von mir erfährt niemand etwas. Ich bin doch kein Verräter.« Er lachte.

Miss McPoddle setzte sich auf einen der beiden einzigen Stühle, ihre Beine zitterten, und immer noch war es unerträglich heiß. Sie prüfte ihren Verstand. Passierte das hier wirklich? Oder litt sie an Wahnvorstellungen?

»Oh, nein, Miss McPoddle, hier geht alles mit rechten Dingen zu. Ich bin hier ... Sie sind hier ... das ist kein Traum.«

»Wer sind sie?«, flüsterte sie mit trockenem Mund.

»Das wissen Sie nicht? Sie haben keine Ahnung?«

... Meine Liebe ... ich bin der Teufel.«

Miss McPoddle wusste nicht, was sie mehr erschreckte, dass dieser Mann behauptete der Teufel zu sein oder, dass sie überhaupt keinen Grund verspürte, an seinen Worten zu zweifeln. Sie ahnte es, fühlte es in ihren Knochen, in ihrem Fleisch, in ihrem Sein. So wie man es fühlt, wenn man eine schwere Krankheit erleidet, aber vor dem Spiegel aussieht als sei man kerngesund. Das Gift war bereits im Körper: Es war die schockierende Erkenntnis, den Teufel vor sich auf dem Bett sitzen zu haben. Es war die urmenschlichste Erfahrung, dem schieren Bösen Einlass gewährt zu haben. Mit einem Male waren jegliche Sicherheit und jeglicher zivilisatorische Halt von ihr gewichen. Dieser Mann war der Antichrist.

»Ah, ich merke, Sie glauben mir ... das ist schön, so muss ich mir keine Zauberkunststücke oder Ähnliches für sie ausdenken.« Und er lachte, mein Gott, er lachte. Und auf einmal war die wundervolle Stimme verschwunden, hatte dem Geräusch Platz gemacht, das erklang, wenn man über brüchiges Eis lief. Ein Geräusch, so schrecklich wie das Zerquetschen eines aus dem Nest gefallenen Kükens unter einem schweren Stiefel.

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass Sie in einer prekären finanziellen Situation stecken. Ich weiß, dass Sie pleite sind, Sie besitzen keinen Dollar mehr – bis auf das bisschen, dass Sie in ihrer Handtasche bei sich führen. Und ich weiß das deshalb so genau, weil ich persönlich ihrem Banker dazu geraten habe, mit ihren Ersparnissen, und auch denen von

anderen bedauernswerten Opfern, nach Rio de Janeiro zu fliehen, um dort unterm Zuckerhut eine minderjährige Prostituierte zu schwängern ... schlimm, schlimm ... vielleicht tröstet es sie, dass dieser Mann schon bald an Syphilis krepieren wird. – Nun ja, ich muss ihm leider immer einen Ausgleich bieten.« Bei dem Wort *ihm*, das er ein klein wenig beim Sprechen dehnte, schielte er an die Zimmerdecke.

Black lehnte sich in dem kleinen Bett zurück und stütze sich auf die Hände. Präntiös wie ein übereifriger Jungschauspieler sprach er weiter.

»Ich bin aber nicht hier, um mich auf ihre Kosten zu vergnügen. Oh, nein, nichts läge mir ferner. Ich habe einen professionellen Auftrag für Sie.« Als er den entsetzten Blick von Miss McPoddle erhaschte, musste er wieder lachen. »Oh, nein, schauen sie doch nicht so pikiert. Keine Angst, Sie sollen niemanden für mich umbringen oder dergleichen. Im Gegenteil, ich biete ihnen einen Job auf Grundlage ihrer langjährigen Erfahrung als Kinder mädchen okay – oder soll ich sagen: Kinderfrau? Ich weiß, Sie sind nicht mehr die Jüngste, aber ich weiß auch, dass Sie noch bis weit ins nächste Jahrtausend unter den Lebenden weilen werden; zumindest kann ich dafür sorgen. Glauben Sie mir?«

Miss McPoddle zweifelte nicht daran.

»Sehen Sie hier«, Black stand kurz auf und reichte ihr eine Fotografie, die er aus seiner Tasche gezogen hatte – oder war sie auf einmal in seiner Hand erschienen?

Auf dem Foto sah sie ein kleines Kind, ein Säug-

ling noch. Es lag gewickelt in einem Neugeborenenbett. Sie vermutete, dass es eine Aufnahme aus einem Krankenhaus war.

»Das ist mein Sohn. Ja, in der Tat, ich habe einen Sohn. Die Mutter ist aus Queens, nein, sie war es. Sie starb leider gleich nach der Geburt, die Ärmste. Ich werde es überleben, wir hatten nur eine kurze Affäre, eigentlich hatten wir nur eine gemeinsame Nacht. Aber wie Sie wissen, reicht ja eine Nacht.« Wieder lachte er. »Sie können das Foto behalten.«

Er setzte sich wieder auf das Bett, diesmal aber mit vorgebeugtem Körper, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen.

»Ich kann mich nicht um die Erziehung des Kindes kümmern, wie Sie sich denken können. Es gibt ja so viel zu tun. Und ich bin immer auf Achse, wie es so schön heißt.« Black hob schelmisch seine Augenbrauen – ein unangenehmer Anblick. Miss McPoddle wunderte sich über die Hitze in ihrem Zimmer. Sagte man nicht, dass man in Gegenwart des Teufels fror?

»Ich kann natürlich nicht die Gelegenheit verpassen, ein eigenes Kind in meinem Sinne aufzuziehen. Er ...« (wieder dieses Schielen nach oben) »... erlaubt es mir leider viel zu selten. Und, wer weiß, wozu dieses Kind in Zukunft noch alles fähig sein wird. Vielleicht stürzt es die Welt in einen Krieg oder erfindet seine eigene, tödliche Krankheit. Oder am Ende wird es nur Anwalt. Sie werden sich um das Kind kümmern, bis es seinen dreizehnten Geburtstag erreicht hat. Danach entlasse ich Sie aus Ihren Diensten. Selbstverständlich mit einer ausrei-

chenden Pension und einem kleinen Häuschen – wenn Sie wollen auch mit einer eigenen Haushälterin. Sie werden ja auch nicht jünger.«

»Und wenn ich Nein sage?«

»Meine liebe Miss McPoddle, Sie haben überhaupt keine Wahl. Wohin würde Sie ihre Weigerung denn führen? Ins Armenhaus etwa? Oder auf die Straße? Wie wollen Sie weiterhin ihren Lebensunterhalt verdienen? Ich kann dafür sorgen, dass Sie nie wieder eine Arbeit finden. Und was wird dann aus ihnen? Wollen Sie etwa ihren Körper zu Markte tragen? Gewiss, es gibt Männer mit den merkwürdigsten Wünschen, aber ...«

Veronica McPoddle würgte es bei diesem Gedanken.

»Miss McPoddle, wenn Sie mein Angebot ablehnen, werden Sie spätestens Ende des Jahres tot sein. Soviel ist klar. Ich tippe auf Selbstmord, obwohl, Raubmord auch passend wäre, finden sie nicht? Aber, wenn ich mich so umsehe, was sollte man ihnen rauben? Nein, ich denke, wir bleiben bei Selbstmord.«

Black stand auf und holte diesmal deutlich sichtbar eine Visitenkarte aus seiner Tasche. Er warf sie aufs Bett.

»Das ist die Anschrift. Das Apartment befindet sich auf der Park Avenue Höhe Neunzigste Straße – beste Gegend, nicht war? Es wird ihnen dort gefallen. Der Park ist um die Ecke. Sie haben ein Zimmer mit Farbfernseher und eigenem Telefonanschluss. Ich garantiere ihnen völlige körperliche Gesundheit während ihres Aufenthaltes. Man wird Sie um ihre

frische Haut und ihr kräftiges Haar beneiden. Sie werden jedes Jahr ein Jahr jünger aussehen.« Er lachte. »Sie dürfen natürlich niemandem von unserem Arrangement erzählen. Wer sollte es ihnen schon glauben? Offiziell bin ich ein viel reisender Geschäftsmann. Mein Diener wird ihnen Gesellschaft leisten. Es ist für alles gesorgt.«

»Warum erziehen Sie ihr Kind nicht selbst? Schließlich können Sie doch alle beliebig manipulieren?«, fragte sie.

Er antwortete so wie man einem begriffsstutzigen, leicht nervenden Kind antwortete – so wie sie es selbst schon unzählige Male in ihrem Beruf gemacht hatte: »Wie ich schon sagte, mir fehlt einfach die Zeit und – um ehrlich zu sein – auch irgendwie die Lust dazu.«

Daraufhin lächelte Black entschuldigend wie ein Autoverkäufer, der dem Interessenten eingestehen muss, die Wunschfarbe für das Traumangebot nicht mehr vorrätig zu haben. Er schielte wieder an die Decke, während er mit dem Zeigefinger kurz in die Luft stach. »Im Gegensatz zu ihm ... kann ich leider nicht überall gleichzeitig sein. Man hat ja schließlich noch Verpflichtungen.« Dann griff er abermals in seine Tasche und zog in einer geschmeidigen Bewegung ein gefaltetes Bündel Geldscheine hervor. »Hier sind hundert Dollar, nehmen Sie sich doch ein Taxi.«

Black ging zur Tür und öffnete sie. Dann drehte er sich noch einmal um. »Ich erwarte sie morgen, pünktlich um neun. Und wenn Sie Probleme mit dem Job haben, dann sehen Sie es doch einfach als

ihre persönliche Wiedergutmachung an. Guten Tag.«

»Wie heißt das Kind?«, fragte sie kurzatmig.

»Es hat noch keinen Namen ... geben Sie ihm doch einen.«

Mit den letzten Worten zog er die Tür hinter sich zu. Und Veronica McPoddle wusste genau, dass er schon verschwunden war; niemand würde ihn das Haus verlassen sehen, so wie niemand ihn das Haus hatte betreten sehen. Sie wunderte sich über nichts mehr, die Gewissheit, Herr über ihr Leben zu sein, war zerstört. Eben hatte der leibhaftige Teufel sie als Kindermädchen für seinen Sohn angeheuert.

Sie verbrachte den Rest der Nacht damit, auf eine Stelle an der Wand zu starren. Und als der Morgen anbrach, hatte sie die Lösung ihres Problems gefunden: Wenn es einen Teufel gab, dann musste es auch einen Gott geben, oder was immer das Gegenstück zum Teufel sein mochte.

Sie kniete wie ein kleines Mädchen vor dem Bett nieder, faltete ihre Hände und begann leise zu sprechen: »Lieber Herrgott, ich habe nie zu dir gebetet. Ich weiß jetzt, dass es dich gibt. Verzeih mir, dass ich mein Kind weggegeben habe, ich habe es einfach nicht besser gewusst ... was sagst du? ... Ich soll mich nicht sorgen? ... Ich danke dir für deinen Trost. Herr, wenn du mir sagst, dass es meinem Sohn gut geht und er ein rechtschaffenes Leben führt, dann soll mir das genügen. Ja, mehr darf ich nicht erwarten ... ich will nur noch in deinem Sinne handeln ... was soll ich tun? Ich kann doch nicht die Brut des Teufels aufziehen ...«

Dann erhob sie sich auf ihre wackligen Beine. Ihre Knie schmerzten wie von tausend heißen Nadeln gestochen, als sie sich bekreuzigte. Sie setzte sich aufs Bett und hielt den Kopf leicht schräg, als lausche sie einer inneren Stimme. Lange saß sie so da und nickte nur leicht. Aber endlich huschte ein Lächeln über ihre Lippen: »Ja, Herr, dein Wille geschehe, ich werde ihn Jestin nennen ... Jestin, der Gerechte.«

Samstag

Das ist absoluter Irrsinn, du bist verrückt, genau wie ...«

Es klackte, als die Katze durch die Klappe in der Terrassentür lugte. Beide schauten automatisch hin, um zu prüfen, ob das Tier nicht wieder eine Maus oder einen kleinen Vogel hereinschleppte. Der Versuch, eine jagende Katze von ihrer Beute zu trennen, führte immer zu tumultartigen Szenen im Haus, erst recht, wenn die Beute noch lebte.

»Nein, ich bin nicht verrückt, nein«, schrie er, wobei seine Augen weit aufgerissen und seine Fäuste geballt waren.

»Aber es sind nur Zufälle. Es gibt keine Bestimmung, keine Vorsehung und keinen Fluch oder so einen Quatsch ... unmöglich«, sagte sie.

»Zufälle? So viele Zufälle gibt es doch nicht. Vater, Großvater und dessen Vater? Sie alle? ... nein, so viele Zufälle kann es unmöglich geben.« Er kaute auf dem Wort *Zufälle* herum wie auf einem alten Stück Fleisch. »Nein, niemals!«

Xavier schaute auf seine Mutter Anna, die mit einer fahrigten Bewegung die längst leere Kaffeetasse auf dem kleinen Couchtisch verschob, es war eine Geste der Ratlosigkeit. Diese Diskussion führten sie und er seit Jahren, seit seiner Kindheit. Und je näher der Tag rückte, desto häufiger stritten sie

sich. Anna war darüber ein nervliches und körperliches Wrack geworden. Ihr früher schönes und stolzes Gesicht war merklich gealtert, Falten und Flecken hatten Jahre zu früh einen Platz auf ihrer Haut erobert. Sie war abgemagert, nahezu dürr. Sie schlief unruhig, die Hände zitterten, und in ihrem Beruf als Zahntechnikerin, für den man eine ruhige Hand benötigte, glänzte sie oft durch Abwesenheit. Wenn ihr das kleine Unternehmen nicht selbst gehören würde, man hätte sie entlassen müssen, bereits vor Monaten. Ines und Christo erledigten die meiste Arbeit.

Xavier bückte sich, um die Katze zu streicheln. Aber diese war längst sensibilisiert für die angespannte Atmosphäre und zog es vor, sich mit einem Fauchen seinen Annäherungsversuchen zu entziehen. Er seufzte.

Anna schaute ihn an. Wie der Vater, dachte sie. Und noch ein Gedanke schlich sich – wie so oft in den letzten Monaten – in ihr Hirn. Ein Gedanke, für den sie sich so furchtbar schämte: Hätte ich ihn doch nur niemals geboren!

»Mama, es hat keinen Sinn. Ich werde nächste Woche tot sein. Du sprichst zu einem Leichnam«. Seine Schultern sackten ein. Sein Blick war von einer schmerzhaften Niedergeschlagenheit erfüllt.

Wie theatralisch, dachte Anna und fing gleich darauf an zu weinen. Sie weinte so furchtbar, dass sie nicht mehr atmen konnte. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, während sich ihr Oberkörper schüttelte. So, da war er wieder, ihr Anfall. Wie lange war der Letzte her? Zwei Tage? Drei?

Xavier wollte ihr tröstend die Hand auf die Schulter legen, spürte aber, dass es keinen Sinn machte. Stattdessen stand er nur im Wohnzimmer des kleinen Hauses und schaute auf den Vorgarten hinaus, der schon bessere Zeiten gesehen hatte. Draußen lief der Briefträger vorbei. Das Leben würde weiter seinen Gang gehen – eine Erkenntnis, die ihn bis ins Mark traf.

In der Regel wartete er immer, bis sich seine Mutter beruhigt hatte, was meist nicht lange dauerte. So wenig Energie sie fürs Leben hatte, so wenig Energie hatte sie auch für die Trauer. Xavier wusste, dass sie wartete, sie kannte das Unausweichliche. Die ganze Aufregung und das ständige Abstreiten waren sinnlos. Es würde bald vorbei sein mit ihm – und alle anderen konnten weiter leben. Aber heute war ihm nicht mehr nach Warten zumute. Die Zeit zerrann zwischen seinen Fingern, Sekunden und Minuten tröpfelten zu Boden. Er verließ das Haus und konnte sich dabei noch bremsen, die Haustür wütend zuzuschlagen. Er war sicher, dass er das Haus nie wieder betreten würde.

*

Neben ihm auf dem Sitz, unter der Zeitung von gestern, lag die Pistole, die er vor Monaten einem Freund gestohlen hatte. Sein ursprünglicher Plan hatte darin bestanden, sich das Leben zu nehmen. Sein Ende wäre selbstbestimmt gewesen. Er wollte dem Schicksal ins Gesicht lachen: »Siehst du, Bastard, ich bestimme selbst, wann ich abtrete!« Aber jetzt hatte er anderes mit der Waffe im Sinn.

Die Bank lag im Ortskern der kleinen Stadt. Es

war die Einzige. Freitags, kurz vor der Mittagspause, zahlten die Einzelhändler ihre Wocheneinnahmen ein. Und gegen Ende des Monats war es vermutlich noch mehr. Xavier hatte es selbst gesehen. Das Mädchen hinter den schusssicheren Scheiben brachte das Geld nicht, wie es vorgeschrieben war, nach jeder größeren Einzahlung in den Tresorraum, sondern behielt es bei sich im Kassenraum. Was sollte in diesem kleinen Städtchen denn passieren, wo doch jeder jeden kannte?

Xavier trank seine lauwarme Cola aus und warf die leere Dose in den Fußraum vor dem Beifahrersitz. Es war so heiß, dass man nichts, was in der prallen Sonne lag, anfassen konnte. Staubtrocken lag die Straße da, niemand war freiwillig unterwegs. Alle suchten Schatten und Kühle, wo immer sie sich boten. Die Sonne stand tief und schien ihm direkt ins Gesicht. Schweiß bedeckte seinen Körper, das Hemd war durchnässt und klebte unangenehm auf der Haut, weshalb er versuchte, sich so wenig wie möglich zu bewegen.

Sein Vater hatte einmal in einem seltenen Moment von Gesprächigkeit zu ihm gesagt: »Xavier, wir leben in einem heißen Land. Sei clever, und bewege dich so wenig wie möglich. Lass die anderen – lass die Dummköpfe – die Arbeit machen.« Kein Satz seines Vaters hatte sich so in seinem Kopf eingebraunt wie dieser: »Lass die Dummköpfe die Arbeit machen.« Aber viel hatte der Familie diese Erkenntnis nicht gebracht, weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart.

Das Lenkrad klebte an den Fingern, aber er

musste es anfassen, weil er sonst nicht wusste, wohin mit seinen Händen. Schweiß lief ihm die Arme hinab und fand durch die Ärmel einen Weg unter sein Hemd. Die Zeit wurde knapp. Xavier setzte auf den einstudierten Tagesablauf. Spätestens in fünf Minuten würde das Mädchen Pause machen, die letzten Kunden rauswerfen, die Tür verriegeln und die Vorhänge schließen. Bestimmt würde sie dann alle bis dahin getätigten Einzahlungen in den Tresor bringen. Das war seine Chance. Und er konnte nicht bis nächsten Freitag warten, da er bereits morgen tot sein würde, daran zweifelte er nicht einen Augenblick.

Er griff sich die Zeitung mit der Waffe darin und stieg aus. Dann ging er auf das Gebäude zu und fühlte seine Beine zittern wie die eines Fohlens bei den ersten Schritten. Ihm war, als wären tausend unsichtbare Augenpaare auf ihn gerichtet, und jeder, der ihn beobachtete, wüsste um sein Vorhaben. Er blickte zur Tür. Er musste sie nur erreichen, öffnen und eintreten, dann gab es kein Zurück mehr. Wenn er erst einmal in der Tür stünde, würde der Rest wie von selbst laufen; wie eine Reihe aufgestellter Dominosteine beim Umkippen. Alles würde wie geschmiert ablaufen und niemand verletzt werden.

Er öffnete die Zeitung und ließ sie fallen. Die Waffe lag wie eine tödliche Prothese in seiner Hand.

*

»Warum hast Du das getan, Du Idiot? Warum?« Friederika schrie, ihre anfängliche Angst war inzwischen blanker Wut gewichen.

»Halt den Mund!«, brüllte Xavier, während er versuchte, sich auf den Verkehr zu konzentrieren.

»Warum hast Du ihn erschossen?«, schrie sie weiter.

»Ich? Bist Du verrückt? Ich habe ihn doch nicht erschossen. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihn überhaupt getroffen habe. Warum musste er auch den Helden spielen?«

»Du verdammtes Arschloch!« Friederika hatte ihre Scheu gegenüber dem Mann mit der Waffe abgelegt. Entweder das oder sie war verrückt geworden. Die grelle Sonne, die Hitze, der Lärm der Straße – alles konnte einen hier durchdrehen lassen.

Xavier nahm die Waffe, die er zwischen seine Beine gelegt hatte, und steckte sie in die Türablage auf der Fahrerseite.

»Du verhältst dich still, klar? Dann lasse ich dich laufen. Ich muss weg von hier.«

Mehrmals während der Fahrt wischte er sich die schwitzenden Hände an der Hose ab. Seine Augen waren weit aufgerissen, als hätte er Drogen genommen. Friederika atmete schwer und schaute ihren Entführer mit offenem Mund an. Was war nur passiert? Alles war so schnell gegangen. Sie wollte doch schon längst im Feierabend sein. Die letzten Kunden waren gegangen, als dieser Irre mit der Waffe hereinkam und, wie in einem Hollywoodfilm, etwas wie »alle auf den Boden« schrie. Dabei waren nur zwei Personen anwesend gewesen, sie und Señor Alvarez. Friederika konnte sich nur bruchstückhaft an das erinnern, was danach passiert war. Ein-

zelne Fetzen des Geschehens blitzten stroboskopartig in ihrem Kopf auf. Das war kein Albtraum, das war schreckliche Realität. Sie hatte alles Geld, das sich im Kassenraum befand, in eine Tüte mit Werbeaufdruck gestopft. Dann hatte Señor Alvarez irgendwas gesagt, das wie »Stopp« klang und der Irre hatte einfach nur seinen Arm gehoben und sofort war ein Schuss losgegangen. Den Arm heben und schießen war wie eine einzige flüssige Bewegung gewesen. Und jetzt saß sie als Geisel in seinem Wagen.

Dann erkannte sie ihren Peiniger auf einmal. Sie hatte ihn bereits bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen.

»Ich kenne dich doch, ja ... du bist Jolandas Cousin ... Ach, du Scheiße ... lass mich sofort hier raus ... lass mich raus, oder ich werde dich verpfeifen!« Noch bevor sie diese Drohung aussprach, wusste sie, wie blöd das gewesen war. Aber sie konnte nicht mehr denken, ihr Gehirn und ihre Zunge liefen auf getrennten Wegen. Sie war so verängstigt und gleichzeitig wütend, wie sie es nie im Leben für möglich gehalten hätte.

»Halt den Mund, halt endlich den Mund!«, schrie Xavier und machte mit der rechten Hand eine ausholende Bewegung, als wolle er sie schlagen. Dabei verriss er das Lenkrad und der Wagen geriet kurz auf die Gegenfahrbahn. Die entgegenkommenden Fahrer hupten wütend, und Xavier nahm wieder beide Hände ans Steuer.

Sie fuhren weiter, stundenlang. Sie fuhren durch Städte und über Landstraßen, sie kamen durch

Orte, die Friederika nicht einmal dem Namen nach kannte. Es war nun bereits später Nachmittag. Als hätten sie sich ohne Worte geeinigt, fuhr er einfach nur still weiter. Friederika saß starr vor Angst und an die Tür gelehnt auf ihrem Platz. Wie lange sollte das noch gehen? Bis das Benzin aus war? Oder bis einer aufs Klo musste? Was passierte, wenn ihre Reise zu Ende war? Friederika fürchtete, dass ihr Entführer gar keinen Plan für diese Situation hatte.

Zu jeder halben Stunde schaltete Xavier das Radio ein, um die Nachrichten zu hören, meist musste er dazu den Sender nachstellen. Von einem Banküberfall wurde nicht berichtet. Sollte sie das beruhigen? Wie würde Xavier reagieren, wenn die Polizei erst hinter ihnen her war?

Beide ahnten nicht, dass Señor Alvarez längst tot war. Der Schuss hatte ihn direkt in die Stirn getroffen und getötet, noch bevor er hinter dem Tresen aufschlug. Niemand hatte bemerkt, dass die Bank überfallen worden war. Es gab keinen Alarm und daher verfolgte sie auch niemand. Es war Wochenende. Kein Mensch vermisste die beiden Angestellten. Niemand bemerkte, dass die Filiale am Nachmittag geschlossen geblieben war, da schlicht niemand kam. Und niemand wunderte sich, warum die Lampen, die nachts immer das Schaufenster mit den aktuellen Kreditzinsen beleuchteten, ausgeschaltet blieben.

Xavier war ausgelaugt. Seit Stunden konzentrierte er sich auf den Verkehr. Sein schmutziges Hemd kratzte unangenehm am Körper, die Hände zitterten leicht, weil er Hunger hatte. Krampfhaft

musste er das Steuer halten, damit Friederika nichts von seinem Zustand bemerkte. Nie zuvor hatte Xavier mit einer Waffe geschossen.

»Die Polizei wird längst hinter mir her sein.«

»Nein, bestimmt nicht ...«, erwiderte Friederika.

»Habt ihr keinen Alarm in der Bank?«

»Doch, aber ich konnte ihn nicht auslösen. Und Ernesto ... ich weiß nicht ...«, sie schluckte. »Für das bisschen Geld ... das waren doch höchsten zwanzig- oder dreißigtausend.«

Xavier blickte sie kurz an und konzentrierte sich dann wieder auf die Straße.

»Ich muss pinkeln«, murmelte sie.

»Was? Jetzt? Warum?«

»Warum? Warum? Bist du bescheuert, du Mistkerl? Ich muss eben.« Wieder war Friederika verblüfft über die eigene Courage.

»Nein, keine Chance, das geht nicht.«

»Soll ich dir etwa in den Wagen pissen, oder was?« Friederika war entschlossen, ihre Drohung notfalls wahr werden zu lassen. In Kürze war es sowieso nicht mehr zu verhindern. Tränen suchten sich wieder ihren Weg und Rotz lief ihr aus der Nase, den sie mit dem Handrücken wegwischte.

»Schon gut, rei dich zusammen!« Xavier sah in den Rückspiegel und fuhr an den Straßenrand. Der Wagen kam neben einem abgeernteten Feld zum Stehen, die Erde war knochentrocken und staubig. Es roch nach brennenden Abfllen. Häuser waren nicht zu sehen, auch keine Menschen. Xavier zog den Schlüssel ab und stieg aus, wobei er die Waffe dicht an den Körper gepresst hielt, damit Vorbeifah-

rende keinen Verdacht schöpfen konnten. Sand, dünn wie Nebel, wirbelte noch hinter ihnen auf. Er ging um den Wagen herum und öffnete die Beifahrertür.

»Los, mach schnell!« Xavier musste selbst pinkeln, aber er schob den Gedanken beiseite. Er rechnete damit, dass Friederika, nachdem sie ausgestiegen war, darauf bestand, er solle sich umdrehen oder Ähnliches. Aber er täuschte sich, sie hockte sich – ohne einen weiteren Schritt zu tun hin – schob den Slip unter dem Rock beiseite und pinkelte auf die Erde am Seitenstreifen. Ihre Blicke trafen sich; Friederikas Augen zeigten nur Hass. Noch während ihr Urinstrahl hörbar weiterlief, wischte sie sich mit dem Handrücken über die Stirn, ein Schmutzstreifen blieb zurück, der sie wie eine Kriegerin aussehen ließ.

»Macht es dir Spaß, zu glotzen?« Sie spuckte die Wörter aus wie einen uralten Fluch.

Xavier drehte den Kopf weg, schielte aber weiterhin nach jeder ihrer Bewegungen. Als sie fertig war, richtete sie sich wieder auf, wobei sie keine Anstalten machte, der Pfütze zu ihren Füßen auszuweichen. Sie ließ die Arme hängen und schaute ihn nur an, sekundenlang.

»Und jetzt, Arschloch?«

»Steig ein, oder ich knall dich gleich hier ab.« So, das war's, dachte Friederika, nun war es raus. Die Karten lagen auf dem Tisch. Es gab keine Möglichkeit für sie, zu entkommen.

★

Der Wagen hatte es bis ans Meer geschafft. Die

Sonne war untergegangen. Ein dunkles Violett zeichnete sich noch knapp über dem Wasser ab. Möwen kreischten. Weit draußen auf dem Meer konnte sie ein Tankschiff erkennen.

Sie schauten auf einen Strand ohne Besucher, der als wilde Müllkippe genutzt wurde. Abfalltüten, kaputte Möbel, Autobatterien und sogar ein nagelneuer Einkaufswagen waren zu sehen. Xavier hatte den Motor ausgeschaltet und beide Vorderfenster zur Hälfte geöffnet. Es war immer noch stickig heiß, das Meer brachte keine Linderung. Sie hatte keine Ahnung, wo sie waren. Dieser Teil des Landes war ihr unbekannt.

»Und jetzt?«, fragte Friederika.

»Ich weiß nicht.«

Auf Außenstehende musste die Szene wie das Ende einer Beziehung wirken: Das Paar, das sich nachts am Strand nichts mehr zu sagen hatte.

Keine Hinweise auf einen Banküberfall mit Mord und Entführung, keine Nachrichten zu diesem Thema im Radio.

»Du musst doch irgendeinen Plan gehabt haben.«

»Ich wollte das Geld nur für meine Mutter.«

»Was?« fragte Friederika entgeistert.

»Ich werde morgen sowieso tot sein. Alle Männer meiner Familie sterben an ihrem 27. Geburtstag. Alle.«

Ein Verrückter, dachte Friederika. Ein Verrückter. Niemals würde sie hier lebend rauskommen. Er würde erst sie und dann sich selbst erschießen, hier und jetzt, direkt an diesem zugemüllten Strand,

in einer stickigen Karre, mitten im Nirgendwo. Sie schaute auf die leere Cola-Dose zu ihren Füßen, aus der eine Biene gekrochen kam.

Xavier spielte mit der Waffe in seinen Händen und starrte ins Nichts. Dann begann er zu reden, leise, eine Litanei, die er tausendmal in seinen Gedanken durchgegangen sein musste. Sein Sprüchlein, seine Quintessenz des Lebens, die Ausrede für jedes Versagen.

»Sie alle sterben; mein Vater, als ich zwei war, einfach so, umgefallen. Und sein Vater bei einem Autounfall und wieder dessen Vater im Krieg ... und alle genau an ihrem 27. Geburtstag. Verrückt, oder?« Xavier schaute sie an, erwartete aber keine Antwort.

»Nein, es ist kein Witz ... genau so ist es passiert ... wir sterben alle an unserem 27. Geburtstag. Und morgen, ja, morgen ist halt meiner.«

Friederika hatte zu viel Angst, um zu sagen, was sie dachte. Xavier war vollkommen wahnsinnig, total durchgeknallt; das war nicht der komische Nachbar, der immer in Jogging-Hosen herumläuft. Das war der Nachbar, der kleine Kinder im Keller mästete.

»Meine Mutter will mir nicht glauben ... sie will es mir nicht glauben ... sie will mir einfach nicht glauben, dass es passieren wird ... und es wird passieren, ganz bestimmt ... morgen, morgen bin ich tot ... keine Ahnung, wie oder wo ... aber morgen ... ja, verdammt!« Die letzten Worte begleitete er mit Schlägen auf das Lenkrad.

Friederika sagte nichts, sie zitterte nur vor sich

hin und machte sich klein. Klein und unbeholfen, wie ein Kind vor dem großen, bösen Erwachsenen. Sie war wie betäubt. Was sollte sie tun?

Weglaufen? Sie würde es kaum aus dem Wagen schaffen. Entweder, er holte sie sofort ein und zerrte sie zurück oder er knallte sie gleich ab und ließ sie hier im Müll verrecken. Hier würde niemand etwas hören und wenn, dann mit Sicherheit nicht eingreifen. Sie musste ihm die Waffe abnehmen, nur dadurch konnte sie sich retten.

»Ich wollte das Geld doch nur für meine Mutter!« Seitdem sie losgefahren waren, hatte keiner mehr einen Blick auf die Rücksitze geworfen, wo die Tüte wie ein vergessener Einkauf vom Vortag lag.

»Du glaubst, sie hätte das Geld genommen?«, fragte Friederika. Sie wollte es ihm schwer machen, ihm die Freude am Geld vermiesen. »Glaubst Du wirklich, sie hätte gestohlenes Geld angenommen? Was für eine Mutter soll das sein?«

Xavier sackte nach vorn. Das schien ihn getroffen zu haben. Der Traum war vorbei. Die Realität hatte ihn eingeholt. Alles war umsonst gewesen. Seine Mutter würde das Geld nicht bekommen und mit dem Makel Leben müssen, einen Verbrecher zum Sohn gehabt zu haben.

Friederika langte plötzlich nach der Waffe, aber Xavier griff reflexartig zu. Beide rangen sekundenlang – eine Ewigkeit. Sie schrie auf. Da löste sich ein Schuss. Es war, als hätte sie eine Ohrfeige getroffen, Friederika war wie benommen. Der Knall hallte noch immer in ihren Ohren, Pulverdampf erfüllte den Innenraum des Wagens. Endlich lies Xavier die

Waffe los, sein Körper rutschte zur Seite. Jetzt griff Friederika nach dem Türgriff. Einmal, zweimal, erst beim dritten Versuch ließ sich die Tür öffnen. Sie fiel hinaus und schlug mit den Knien und einer Hand hart auf, rappelte sich aber sofort auf, stürzte fast noch einmal und rannte, wie sie noch niemals zuvor in ihrem Leben gerannt war. Einfach geradeaus, irgendwohin, nur weg von dem Wagen.

Über den Strand, über die angrenzende Landstraße, dann in einen lichten Wald, durch Gebüsch, immer weiter. Noch gab es ausreichend Licht, ihre Augen gewöhnten sich an die Abenddämmerung. Sie hörte sich keuchen, ihr Mund war trocken. Sie zwang sich, immer weiterzulaufen. Irgendwann aber blieb sie entkräftet stehen, fiel auf die Knie und würgte. Aber es kam nichts aus ihrem Magen, es waren nur der Schock und die Anstrengung. Dann fiel sie um. Sie wollte sich nur ausruhen, nur kurz die Augen schließen und wieder zu Atem kommen. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie noch die Waffe in der Hand hielt. Nur einen Augenblick verschnaufen, nur ganz kurz, dachte sie. Dann erlöste sie der Schlaf.

Der Schuss hatte Xavier direkt in den Unterleib getroffen, den Dünndarm gestreift, eine Beckenschaukel zertrümmert und die Beckenschlagader zerrissen. Seltsam, dachte er, man spürt tatsächlich keinen Schmerz. Warmes Blut sickerte durch die Hände, die er auf den Leib gepresst hielt. Er schaute auf die Digitalanzeige am Armaturenbrett. Die Uhr sprang auf Mitternacht. Als sein Herz den letzten Tropfen Blut aus ihm herauspumpte, sann

er darüber nach, wie viel Geld wohl genau in der Tüte steckte.

Oswald

Er war es ... Oswald ... ich weiß es«, atemlos, weil er die letzten Meter gerannt war, stand Henry vor Isabelle, die ihn mit einem Blick anschaute, der zwischen höflicher Abneigung und resignativer Verzweiflung schwankte.

Isabelles Augen waren rot und verquollen, sie hatte geweint, so wie viele Millionen Amerikaner und Menschen auf der ganzen Welt.

»Was redest ... redest du da?«, sagte Isabelle, die vor lauter Weinen einen Schluckauf bekommen hatte. Sie hatte ein zerdrücktes Taschentuch in ihrer Hand und stand in der Tür ihres Elternhauses, wo sie noch immer den größten Teil ihrer Zeit verbrachte und auf neue Rollenangebote wartete.

»Oswald, ich habe ihn gesehen ... mit eigenen Augen ... er hat geschossen ... oh, Mann, das gibt es doch gar nicht ... und ich dachte, das wär nur ein Spinner ...«

»Wer ist denn da?«, hörte man Isabelles Mutter Dorothy – von allen nur Dotty genannt – aus dem hinteren Bereich des Hauses rufen.

»Ich bin es, Henry, Mrs. Hurd!«, rief Henry.

Isabelles Mutter kam aus dem Wohnzimmer. Auch sie war sichtlich aufgelöst, trug noch Lockenwickler im Haar und war zur Gänze ungeschminkt, was bei ihr sonst nie vorkam.

»Ach Gott, Henry, wie schön, dich zu sehen«, Isabelles Mutter schien überhaupt nicht überrascht, ihn hier zu sehen, auch wenn die Familie Hurd schon seit Jahren nichts mehr mit ihm zu tun hatte. Nicht mehr, seitdem die Kinderserie »A charming family«, in der Henry und Isabelle Geschwister gespielt hatten und ungeplant zu den eigentlichen Stars der Serie geworden waren, ihr Ende gefunden hatte.

»Ist das nicht schrecklich? Wer macht denn so was? Und die arme Jackie, was wird nun aus ihr? Und dabei wollte ich heute auch erst am Straßenrand stehen ...« Henry glaubte, dass Mrs. Hurd ange-trunken war, zumindest nahm er eine deutliche Alkoholfahne wahr.

Dann kam auch Isabelles Vater dazu. Er war ein Stück kleiner als Frau und Tochter, aber dafür doppelt so breit. Er hatte mit Pomade angeklatschte Haare und vom Rasieren kleine, getrocknete Schnitte am Hals. Sein aufgedunsenes Gesicht und seine grobporige Haut ließen ihn wie einen Alkoholiker wirken. Er war ein grobschlächtiger, ungehobelter Kerl, der so gar nicht zu der zurückhaltenden, fast zierlichen Tochter passte.

»Was hat der auch hier zu suchen, dieser verdammte Kommunist? Einer von Walkers Jungs war das, das wette ich.«

»Dad, was redest du denn da?« Isabelle war sichtlich außer sich.

»Pass auf, wie du mit mir redest!«, drohte ihr Vater, registrierte dann aber Henrys Anwesenheit und wandte sich grußlos wieder ab. »Jetzt kann er ja

den Papst besuchen gehen«, sagte er noch im Weggehen.

»Ach Henry, nimm ihn bitte nicht ernst. Seit er die Firma verlassen hat, ist er schon so ... ach, ich weiß auch nicht«, seufzte Isabelles Mutter, um gleich darauf ebenfalls leise schluchzend im Wohnzimmer zu verschwinden.

»Komm, wir gehen auf mein Zimmer«, sagte Isabelle und ging die kurze, schmale Treppe im Eingangsbereich hinauf. Henry folgte ihr. Er war bisher noch nie hier gewesen und hoffte, dass Isabelle nicht fragen würde, woher er ihre Adresse kannte. Seit sechs Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen – genauer, seitdem die Fernsehgesellschaft entschieden hatte, dass sie beide nicht mehr niedlich genug waren, um in einer TV-Serie die netten, braven Kinder zu spielen, die immer »Yes Ma'am« und »No Ma'am« sagten. Henry war irgendwann in den Stimmbruch gekommen und Isabelle hatte längst schon zu viel Busen gehabt.

Ihr Zimmer war erstaunlich nüchtern eingerichtet, fast hätte man es nicht für das einer jungen Frau halten können. Es wirkte so unpersönlich wie ein Gästezimmer, es gab weder Fotografien noch Zeugnisse oder Poster an den Wänden. Isabelle setzte sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer, der an einem kleinen, mit Zetteln übersäten Schreibtisch stand. Henry setzte sich kurzerhand aufs Bett.

»Wer ist Oswald?«, fragte Isabelle und zog dabei die Nase hoch.

»Der Mistkerl arbeitet bei uns im Lager, ist seit letztem Monat da. Manchmal fährt er mit Mel im

Auto mit. Spricht mit niemandem ein Wort. Nur unseren Vorarbeiter textet er regelmäßig über Russland und Kuba zu, quatscht ihm richtig das Ohr ab, sagt sogar, dass er mal in Moskau war ... klar, und Schweine können fliegen. Bildet sich wer weiß was ein, weil er so 'ne schicke Russenbraut geheiratet hat!«

»Ich verstehe immer noch nicht ... was soll das alles? Was erzählst du da nur? In was für einem Lager?«

»Das Schulbuchlager der Stadt, an der Houston Street, gleich bei der Auffahrt zur Interstate 35. Da arbeite ich, seit zwei Jahren jetzt ... ist ja auch egal«, entgegnete Henry fahrig. Wenn er sich durch die strähnigen Haare fuhr, wirkte er wie ein verzweifelter Außenseiter. Isabelle wunderte sich, wie jemand mit zwanzig schon so alt aussehen konnte. Es schien, als hätten ihm die Jahre vor der Kamera die Lebensenergie geraubt, als wäre er durch sie schneller gealtert. Vielleicht war es aber auch nur der Verzweiflung geschuldet, nicht mehr im Rampenlicht zu stehen. Das Ende der Serie hatte ihn damals sehr viel mehr getroffen als Isabelle.

»Heute hat uns Roy – das ist unser Boss – freigegeben, wegen Kennedy. Also nicht wirklich freigegeben, er hat gesagt, dass wir uns alle ein paar Minuten frei nehmen könnten, wenn der Wagen bei uns die Straße entlang fährt. Wie großzügig von dem Arsch ... oh, entschuldige ...«

»Schon gut«, sagte Isabelle. Es war merkwürdig, wenn Henry in ihrer Gegenwart versuchte, besonders höflich zu sein.

»Die meisten sind auch raus auf die Straße. Das war so gegen Mittag. Ich hab mir gedacht, ich schnappe mir mein Sandwich und verziehe mich aufs Dach, da kann ich besser sehen. Weißt Du, die Straße war schon total voll und ich hatte keine Lust, eine bestimmte Kollegin zu treffen – na, ist ja auch egal. Ich gehe die Treppe hoch, da höre ich vor mir Schritte. Ich sehe aber noch niemanden. Ich denke, na prima, noch einer, der die Idee hat. Aber, hey, okay, da oben ist Platz genug. Ich also hinterher, da geht die Tür zum Sechsten auf und einer geht rein. Ich hab zuerst gar nichts gesehen, hab nur gehört, wie die Tür zuknallt. Fragte mich zuerst, was soll das, vom Dach sieht man doch viel besser. Ich also schon vorbei an der Tür, weil ... ich wollte ja eh meine Ruhe haben. Da rieche ich auf einmal so ein Frauenparfüm, total auffällig. Und bei uns gibt es nur eine Frau, die Rosie aus der Kantine. Und ich denke noch, was will die hier? Na, da war ich natürlich neugierig. Ich wollte mal nachschauen. Was kann die schon wollen? Schließlich habe ich genauso ein Recht, auf der Etage zu sein wie sie – vielleicht sogar noch mehr. Und ich denke mir, hey, was wäre, wenn die da oben mit irgendeinem rummacht? Hi hi.«

Unvermittelt lachte Henry wie ein kleines Kind, das seiner Schwester einen Regenwurm in die Schultasche steckt. Er hatte schnell seine Höflichkeit aufgegeben und zeigte, was er war: ein wahres Ekelpaket.

»Ich nehme also die Kamera«, und bei diesen Worten holte er tatsächlich eine Minikamera aus sei-

ner Hosentasche. Dasselbe Modell, das Isabelle auch einmal besessen hatte, aus blank poliertem Metall, mit einem eingravierten »A charming family« und ihren Rollennamen. Ein Präsent der Produzenten zur letzten abgedrehten Staffel. Isabelle hatte ihr Exemplar schon längst ihrer besten Freundin Betsy geschenkt; was die damit gemacht hatte, wusste sie nicht. Isabelle machte sich nichts aus Fotografieren.

Triumphierend hielt Henry die Kamera hoch. »Die habe ich immer dabei, man weiß ja nie. Einmal habe ich sogar fast einen Autounfall auf der Pacific Avenue fotografiert ... dann mache ich also die Tür einen Spalt weit auf. Was kann mir schon passieren, was soll er denn sagen? Etwa meckern? ›Hey, wir wollten nur die Aussicht genießen!« – ja, klar!«

Trotz ihres Abscheus vor Henry und der anfänglichen Skepsis hatte Isabelle dem Bericht nun interessiert gelauscht und darüber sogar ihre Trauer für einen Moment vergessen.

»Es ist nichts zu sehen. Zuerst wollte ich verschwinden ... halt doch rauf aufs Dach. Da höre ich Schritte, und wie jemand sagt – nämlich Oswald – wie er sagt: ›Dir werd ich's jetzt geben, wirst sehen, das wird keiner mehr vergessen.« – aber er sagt das in so einem merkwürdigen Ton, so ganz ruhig, so als würde er aus dem Telefonbuch vorlesen oder so. Gar nicht aufgeregt oder wütend oder so ... nein, überhaupt nicht. Die Sechste ist bei uns vollgestopft mit Kisten, klar, ist ja auch ein Lager mit langen Gängen und so, aber eigentlich nur eine große Halle ohne Wände – ein Lager eben. Ich seh immer

noch nichts von dem Kerl. Ich geh rein, ganz leise, und mach die Tür vorsichtig zu.« Dabei machte Henry eine Bewegung, als würde er eine unsichtbare Tür mit einer Klinke in Augenhöhe zuziehen. »Und schleiche ein Stück weiter. Und als ich vorsichtig um die Ecke spähe, sehe ich den Bastard. Oswald ... ich sag dir, ich bekomme den Schreck meines Lebens. Der knutsch nicht mit der Rosie 'rum, ne, denkst du auch nur, die ist nicht mal da. Oswald hält ein Gewehr in den Händen, echt, so ein Riesenteil ... ich denk ich werd verrückt, ich denk, verdammt, jetzt kommt der raus und knallt uns alle ab, der Spinner. Er hatte sich so ein kleines Fort aus Kisten aufgebaut, die da überhaupt nicht hingehörten. Und dann konnte ich sehen, dass er aus dem Fenster zielte. Verdammt, was sollte ich tun? Der wollte die Leute auf der Straße abknallen. Es waren ja genügend da, die ganze Houston und die Main waren voller Menschen, da war kaum noch ein Durchkommen.«

Isabelle machte große Augen. »Ich glaube dir kein Wort.« Aber sie wusste, dass Henry nicht log. Er war ihr während der Filmaufnahmen immer auf die Nerven gegangen, und die Hoffnung, dass sie nach dem letzten Drehtag nie wieder mit ihm zu tun haben würde, war ihr zumindest bis heute ein kleiner Trost gewesen. Aber als Lügner hatte sie ihn nicht in Erinnerung.

»Doch, ich schwör's dir, Lily« – Lily war Isabelles Seriename gewesen. Henry war mittlerweile so aufgeregt, dass seine Hände zitterten.

»Und es macht Peng ... und Peng ... und noch

mal Peng ... dreimal hat der Bastard geschossen. Und ich denk erst, er schießt auf die Menschen oder so ... und gleichzeitig kommt mir der Gedanke, verdammt, der könnte mich abknallen, wenn ich jetzt da unten wäre. Ich wusste ja nicht, dass er Kennedy treffen wollte! Mann, Lily, das hab ich doch erst später gehört. Oh Gott, in meinem ganzen Leben hatte ich noch nie solche Angst gehabt, nicht einmal, als die uns in das Flugzeug nach New York gesetzt haben und wir durch den Sturm geflogen sind.«

Isabelle erinnerte sich an den Flug. Es war furchtbar gewesen. Das Flugzeug musste mitten durch ein Gewitter fliegen, alle in der Kabine – die Stewardessen eingeschlossen – hatten bei jedem Absacken der Maschine aufgeschrien, es war schrecklich laut geworden und die Blitze hatten alles im Flugzeug grell erleuchtet – wie in der Kabine eines Passbildautomaten.

»Und weißt du was, es ist alles hier drauf.« Henry hielt Isabelle die Kamera triumphierend vor die Nase, warf sie in die Luft und fing sie wieder auf.

»Ich habe ihn fotografiert.«

»Du hast was?«

»Ja, ich habe ihn geknipst ... Ich habe genau drauf, wie er geschossen hat. Ich habe die Negative noch nicht entwickelt, aber ich bin sicher, die sind gestochen scharf, ja, gestochen scharf, bestimmt. Ich hab den Bastard genau drauf. Ich hab ihn, ich hab den Mörder von Kennedy.«

Der Name des toten Präsidenten schien wie ein Elefant im Raum zu verharren, so ungeheuerlich

war seine Aussage. Keiner sagte ein Wort, jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Es war eine so unfassbare Tat. Noch vor wenigen Stunden schien die Welt in Ordnung und nun war der Präsident tot und seine hübsche Frau trauerte, so wie das ganze Land trauerte.

»Und dann? Was ist dann passiert?«, wollte Isabelle wissen.

»Er hat die Waffe hinter einer Kiste abgelegt, in einer langen, braunen Papiertüte, und ist abgehauen, denselben Weg zurück. Wäre ich nicht hinter einer Kiste in Deckung gegangen, er hätte mich gesehen. Und dann ging der Lärm los, das Geschrei. So was habe ich noch nie gehört, das Geschrei der Menschen, und dann die Sirenen, es wurde immer mehr, immer lauter. Ich hab erst mal ein paar Minuten gewartet. Ich wollte aus dem Fenster schauen. Aber dann hätte man mich gesehen und für den Schützen gehalten, oder vielleicht hätte ein Bulle auf mich geschossen. Keine Ahnung. Ich also leise zurück ins Treppenhaus – ich sag dir, ich habe vielleicht gezittert – da war niemand mehr, und dann zurück nach unten. Ich musste ja erst mal schauen, was los ist; hatte ja keine Ahnung, was in der Zwischenzeit passiert war. Und ich komme in den Aufenthaltsraum, und da sitzt der Dreckskerl, nuckelt an einer Cola und grinst. Und ein Bulle fragt ihn aus, so richtig hektisch, mit der Hand immer auf der Höhe seiner Waffe im Halfter.«

Henry stellte sich breitbeinig hin, und packte mit seiner rechten Hand an seine Hüfte.

»Und Oswald sagt nur: ›Hey, ich hab' nichts gese-

hen, Sir. Ich weiß von nichts, Sir. Nein, Sir, ich hab die ganze Zeit hier gesessen.«

»Und warum hast Du nichts gesagt?«

»Was? Bin ich denn verrückt? Ich wusste ja gar nicht, was los war. Keiner wusste das. Das mit dem toten Präsidenten habe ich doch erst später gehört!«

Isabelle nickt verständnisvoll.

»Nein, ich geh nicht zu den Bullen. Jedenfalls noch nicht. Die nehmen mir die Kamera weg, und das war's dann, oder wie? Nein, nein, nicht mit mir. Die Kamera ist meine Eintrittskarte zurück ins Fernsehen. Ich geh gleich zu einem Freund, der macht mir Abzüge, hat eine kleine Dunkelkammer und alles, was man braucht. Dann werde ich erst mal mit CBS verhandeln. Ich will zu Cronkite in die Sendung. Nein, nein, das sollen die Bullen mal schön selbst herausfinden.«

Isabelle war mit den Nerven fix und fertig. Sie wusste nicht mehr, was sie denken sollte. Der Präsident war vor noch nicht einmal zwei Stunden für tot erklärt worden, und dabei hatte es doch so ein schöner Tag werden sollen. Und jetzt kam ihr ehemaliger Kollege zu ihr mit der irrwitzigen Behauptung, er wisse nicht nur, wer geschossen habe, sondern hätte den Täter sogar fotografiert. Das war alles so verrückt.

»Willst du mit? Ich könnte mir denken, dass die uns beide interviewen wollen, so richtig vor der Kamera, wie früher! «

Isabelle erschrak. Wollte sie das? Unter solch furchtbaren Umständen?

»Nein, danke. Ich fände das nicht richtig ... so ... nein« Sie schüttelte energisch den Kopf.

»O. k., wie du meinst« Henry stand auf und ging in Richtung Tür. Isabelle erhob sich ebenfalls und begleitete ihn.

Auf der Treppe drehte er sich noch mal zu ihr um und sagte voller Zuversicht: »Ich sag dir, das wird einschlagen wie eine Bombe.«

Er rief noch »Auf Wiedersehen, Mrs. Hurd, auf Wiedersehen, Mr. Hurd« ins Haus und dann war er auch schon durch die Haustür.

Isabelle drehte sich wieder um und ging zurück in ihr Zimmer. Sie fühlte sich nicht in der Stimmung, ihren Vater feixend und mit Bierdose in der Hand beim Schauen der Nachrichten zu beobachten.

Sie holte das Album mit ihren Erinnerungen aus der hintersten Ecke ihrer kleinen Kommode. Darin hatte sie viele Bilder, Zeitungsausschnitte, Zettelchen, Eintrittskarten von Filmvorführungen und Ähnliches gesammelt; alles Dinge, die mit ihrer TV-Vergangenheit zu tun hatten. Auf dem letzten Foto sah man sie zusammen mit Henry als Kinder unter einem großen Banner, wie sie gleichzeitig in die Luft sprangen. Auf dem Banner stand »Gott schütze Amerika«.

Der 22. November 1963 war der letzte Tag, an dem Isabelle Henry gesehen hatte.

*

Schlagzeile des Dallas Morning ePaper vom xx.xx 20xx

Beton-Toter identifiziert

Die Leiche, die man in einem zum Abriss bestimmten Bürogebäude in Uptown Dallas gefunden hat, ist identifiziert. Es handelt sich um den lange vergessenen Kinderstar Henry Carmichael. Erkannt wurde er anhand eines alten Mini-Fotoapparates mit persönlicher Widmung. Der Apparat enthielt keinen Film. Der Tote war nicht als vermisst gemeldet, er hinterlässt keine Angehörigen. Ob Carmichael das Opfer einer Gewalttat oder eines Unfalls geworden ist, wird noch ermittelt.

Der Mann, der einen Wald niederbrannte

Der Croupier drehte die Trommel und gab den Revolver an Gregory Galkin weiter.

»Nimm es, Gregory Wladimirowitsch, so wie es ist, oder versuche dich selbst an deinem Schicksal. Wie auch immer, es ist dir nicht gestattet, den Blick von mir zu wenden.«

Das war die Floskel, mit der einen der Croupier aufforderte, die Trommel noch einmal zu drehen oder es bei dem einmaligen Drehen zu belassen.

Gregory saß auf einem billigen Caféhausstuhl, weil er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Seine Hand zitterte, als er die Nagant an seinen Kopf hielt. Die Waffe der Zarenarmee war später auch bei den Streitkräften der Roten Armee wegen ihrer Zuverlässigkeit und Unverwüstbarkeit beliebt gewesen. Offiziell wurden in 55 Jahren mehr als 3 Millionen Stück dieser Waffe hergestellt. Ihr Einsatz reichte vom Boxeraufstand über beide Weltkriege bis hin zum Vietnam-Krieg. Gregory fragte sich, woher die Waffe in seiner Hand wohl stammte und wie vielen Menschen sie schon den Tod gebracht haben mochte.

»Du musst den Hahn spannen, Gregory Wladimirowitsch«, sagte der Croupier ungerührt. War der

Hahn nicht gespannt, musste man bei der Nagant fast 10 Kilogramm Abzugswiderstand überwinden; bei zittrigen Fingern konnte ein Schuss so schon mal seine tödliche Wirkung verfehlen und einen ewigen Pflegefall zurücklassen oder gar Umstehende verletzen.

»Ich frage dich jetzt, Gregory, willst Du dein Schicksal selbst bestimmen und dich wie ein freier und stolzer Mann den Konsequenzen deiner Wahl stellen?«

Gregory sagte nichts, er fürchtete, der Klang seiner Stimme allein könnte schon den Abzug auslösen.

»Ich frage dich noch einmal, Gregory ...«

»Ja«, unterbrach er sein Gegenüber, als er sah, dass sich Yuris mürrisch dreinblickender Leibwächter aufrichtete und seine Waffe aus dem Jackett hervor holte.

Die Partymeute rings um sie herum starrte gebannt auf diese bizarre Szene. Spärlich bekleidete Frauen hielten sich mit weit aufgerissenen Augen an ihren mit dicken goldenen Ringen geschmückten Gönnern fest; jeder von ihnen mit einem so geringschätzigen Blick, als würde er einen Hund beim Scheißen auf den Bürgersteig beobachten. Das Wummern der Musik war abgeklungen. Gregory glaubte, nur noch seinen eigenen Herzschlag zu hören.

»Halt!«, schrie jemand hinter ihm. Es war Yuri. Gregory sah ihn nicht, aber er erkannte die Stimme.

»Halt, meine Freunde!«, rief er nochmals, diesmal weniger laut. Er trat in Gregorys Sichtfeld und

sprach weiter: »Wollen wir das Ganze nicht ein wenig interessanter gestalten? ... He, was meinst Du?«

Die letzten Worte waren direkt an ihn gerichtet, aber es war klar, dass seine Meinung gar nicht gefragt war.

Als das Publikum nicht reagierte, rief Yuri nochmals, diesmal ein wenig wütend: »Was denn, keine Lust? Also, ich frage noch mal, sollen wir das Ganze nicht ein wenig interessanter gestalten?«

Jetzt, wo der Meister es forderte, fielen alle in ein johlendes »Ja« ein, sogar die maulfaulen Gangster der zweiten und dritten Reihe ließen sich ihre Zustimmung entlocken.

Yuri reckte seine Hand mit zwei ausgestreckten Fingern empor – dem Daumen und dem Zeigefinger. Er drehte sich triumphierend um die eigene Achse, was das Publikum erneut zum Jubeln brachte, und flüsterte dem Croupier etwas ins Ohr. Dieser nickte nur stoisch und griff in die Tasche seines Jacketts, um Yuri etwas auszuhändigen.

Gregory wusste nicht, was jetzt passieren würde. Yuri kam mit leicht federndem Gang auf ihn zu und nahm ihm vorsichtig die Waffe aus der Hand. Die Mündung hatte eine kleine Druckstelle auf seiner Schläfe hinterlassen. Gregory konnte sich nicht entspannen – seine Hand, sein ganzer Körper waren verkrampft.

Yuri nestelte an der Waffe herum und öffnete eine kleine Klappe. Dann hielt er wieder seine Hand triumphierend hoch, damit ein jeder auch sehen konnte, was er darin hielt; es war eine weitere Patrone. Er schob sie halb in die Waffe und schaute

dann Gregory direkt an.

»Alles oder nichts, Gregory Wladimirowitsch. Ich sage dir ... weil wir alte Freunde sind ... also ... ich gebe dir die Chance, dein Geschäft komplett zu refinanzieren. Ich rede mit der Bank ... auch wenn sie mir nicht gehört.« Das Publikum lachte. »Hundertprozentige Finanzierung, dann kannst du dir deine Ehehure und deine Geliebte wieder leisten, was ...?« Das Publikum lachte noch lauter. Dann machte Yuri eine Geste, man möge schweigen, was alle wieder zum Verstummen brachte.

»Na, einverstanden?« Yuri hielt noch immer die Patrone fest, drückte sie dann ganz hinein und verschloss die Waffe wieder. Er schaute wieder in die Runde und drehte die Trommel mit einem kurzen Schnippen der Finger.

Was konnte Gregory schon machen? Yuri nahm seine Hand und legte die Waffe hinein, dann führte er sie an Gregorys Stirn und spannte den Hahn, bis es klickte.

Yuri bückte sich und schaute Gregory in die Augen. »So, aber bitte warte, bis ich außer Spritzweite bin. Der Anzug ist maßgeschneidert.«

Wieder gab es ein lautes Lachen im Publikum.

Gregory starrte den Croupier an. Er ahnte, dass sich links neben ihm, wo eine Kugel austreten würde, der Kreis der Gaffer öffnete.

Es stimmte nicht; das Leben läuft nicht vor deinem inneren Auge ab, wenn du kurz davor stehst, dich zu töten. Es fallen dir nur die Katastrophen ein.

★

»Gregory Wladimirowitsch, du Trottel, mach schon,

bring das Fleisch her!«, Tanja lachte, während sie sich den nackten Körper mit Sonnenöl einrieb. Es roch schon überall noch Kokosnuss. Die trockene Hitze war unglaublich. Sie erlebten den heißesten Sommer Moskaus, an den sich Gregory erinnern konnte. Und es war der erste Sommer mit Tanja.

Sie hatten den Grill mitten im Wald aufgebaut, wo es wenigstens ein bisschen Schatten gab. Der Blick ging über trockene sandige Erden und ausgedörrte Nadelwälder. Sie hatten den alten Wagen am Ende eines Waldweges abgestellt, von dem ein Freund behauptet hatte, dass nur er ihn kennen würde, und waren dann mit Grill, Kühlbox und Radio weiter gelaufen, bis sie einigermaßen sicher sein konnten, nicht von anderen entdeckt zu werden, die vielleicht auch um diese geheime Stelle wussten.

Tanja hatte ihm schon seit Wochen damit in den Ohren gelegen, dass das erste warme Wochenende ein Grillwochenende mit Nackt-Sonnenbaden und Schlafen unter den Sternen sein würde. In Russland galt es, den kurzen Sommer auszunutzen, erst recht, wenn er sich als Jahrhundertssommer präsentierte.

»Und dann schmier mir den Hintern und den Rücken ein, da komme ich nicht ran!« Sie lachte so wundervoll und natürlich, Gregory musste sie einfach dafür lieben.

»Also soll ich jetzt das Fleisch holen oder dich eincremen?«

»Beides«, lachte sie wieder. »Aber erst hol das Fleisch. Dann cremst du mich ein, während Du dein

Würstchen auf den Grill packst.« Dabei machte sie eine obszöne Geste mit den Händen und streckte ihm die Zunge raus.

Der Grill war ein uraltes, billiges Modell, das sein Vormieter im Keller vergessen hatte. Er war wind-schief, und der Kohlebehälter voller Rostlöcher. Gregory löste das Problem, indem er ein genau zugeschnittenes Stück Stahlblech hineinlegte. Man musste sich halt nur zu helfen wissen. Er freute sich auf das Fleisch, das er extra einen Tag lang in Buttermilch mit einer Handvoll Paprika, Salz und extra vielen Zwiebeln eingelegt hatte, so wie er es von seiner Großmutter kannte.

Gregory trug nur noch eine alte, über den Knien abgeschnittene Jeans und ein ausgebleichtes T-Shirt. Als typischer Russe wurde er schon nach kurzer Sonneneinstrahlung krebsrot, und ebenso als typischer Russe scherte er sich nicht um Sonnenschutz. Er schüttete Kohle, die er bei einem Freund gegen eine halbe Flasche vom selbstgebrannten Wodka seines Onkels eingetauscht hatte, in den Grill und legte zusammengeknülltes Papier dazu. Dann entzündete er ein Streichholz. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis das Papier brannte. Schließlich schichtete er dünne Hölzer darüber und trank Bier, das leider schon warm geworden war. Die Kohle würde schnell anfangen zu glimmen.

»Was ist denn jetzt, Kroschetschka?«, fragte Tanja und hielt ihm die Flasche mit dem Sonnenöl hin. Dann legte sie sich nackt auf den Bauch, wobei sich ihr Hintern ein wenig verbreiterte – genau, wie es seiner Meinung nach sein sollte. Es war so ein

wundervoller Tag. Das kleine Radio lief auf voller Lautstärke und verzerrte die Musik ganz schrecklich, aber das störte nicht. Er schielte nach dem kleinen Haarbüschel, das zwischen Tanjas Beinen hervorlugte.

»Ja ja, ich kann doch nicht erlauben, dass du dir dein Popochen verbrennst.«

»Sag, Kroschetschka, wirst du mich immer lieben ... auch wenn ich alt und fett bin?«, neckte sie ihn.

»Alt ist o. k. ...«, sagte er, während er sich ihre Pobacken vornahm.

Von da an ging alles sehr schnell. Als er ihr gerade die Hand zwischen die Pobacken schieben wollte, und ihr Becken sich schon erwartungsvoll anhub, sah er den umgefallenen Grill, dessen Beine eingeknickt waren, die verstreut liegende Kohle und das Feuer, das sich schon auf einer Fläche so groß wie ein halbes Tennisfeld ausgebreitet hatte.

»Oh, verdammt!«, rief Gregory. Wo waren nur seine verdamnten Sandalen hingekommen? »Verdammt, verdammt, verdammt ...«

Er wusste sofort, dass das in einer Katastrophe enden würde.

»Was ist denn?«, fragte Tanja und richtete sich auf. Ihr Grinsen erstarb augenblicklich.

»Schnell«, rief Gregory, »wir müssen was tun.«

»Was denn?«, entgegnete Tanja entsetzt.

»Steh auf, mach schon ...« Er griff sich die Decke, auf der sie gerade noch gelegen hatte, und versuchte damit, das Feuer zu ersticken. Es schien, als würde es ihm gelingen: Tatsächlich konnte er Teile

des Feuers mit der Decke löschen, aber Gregory machte zu viel Wind, was dazu führte, dass Funken und kleine, brennende Grasbüschel wie aufgeschweuchte Bienen umherwirbelten und mit nur kurzer Verzögerung noch weitere Brände entfachten. Es war aussichtslos. Schon hatte das Feuer einen großen Wacholderbusch erreicht, erste Flammen züngelten am Stamm empor, und es knackte, als die Öle in den Beeren verdampften.

Tanja stand nackt da und heulte, sie war panisch, immer wieder schrie sie: »Wir werden verbrennen, wir werden verbrennen.«

»Nein, Quatsch!«, Gregory fand endlich seine Sandalen wieder, dann griff er Tanja und rannte drauflos. Er zog sie hinter sich her, wobei er ihren Protest ignorierte. Mehrmals schrie sie auf, weil sie barfuß auf etwas Spitzes getreten war. Sie erreichten den Wagen und stiegen ein. Aber Tanja hatte den Wagenschlüssel in ihrer Hosentasche gelassen, und die brannte jetzt bestimmt auch schon. Immer noch panisch stiegen sie wieder aus. Im Hintergrund konnte man bereits Rauschschwaden am Himmel erkennen.

Gregory legte die Decke, mit der er versucht hatte, die Flammen zu ersticken und die er immer noch verkrampft in den Händen hielt, um seine nackte Freundin. Der Stoff bedeckte ihren Körper nur notdürftig, ihr Hintern und ihre behaarte Scham blieben sichtbar.

»Was machen wir denn jetzt? Wir müssen die Feuerwehr rufen.«

»Und wie?«, entgegnete er. »Siehst du hier ein

Telefon? Wir sind meilenweit im Nichts. Hier gibt es nicht einmal Bauernhöfe.«

»Und außerdem«, sprach er weiter, »wenn wir jetzt die Feuerwehr rufen, sind wir erledigt. Dafür kommen wir glatt ins Gefängnis.«

»Aber es war doch ein Unfall«, heulte Tanja, während eine dicke Träne eine Spur über ihr leicht ver-rußtes Gesicht zog.

»Na und, was macht das für einen Unterschied? Wir hätten hier niemals grillen dürfen.«

»Aber das machen doch alle«, wandte sie ein. Gregory bedachte sie mit einem Blick, der nur zu genau zeigte, was er von diesem Einwand hielt.

»Lass mich nachdenken. Noch sind keine Sirenen zu hören. Wir müssen hier weg, auf jeden Fall ... Aber der Wagen, verdammt ... der Wagen« Gregory wusste, dass der Wagen zu ihm führen würde. Er war zwar auf seine Mutter zugelassen, und die lebte nicht mehr in Moskau. Aber irgendwann würde die Miliz an seine Tür klopfen. Und mit diesen Leuten wollte er lieber nichts zu tun haben, niemand in Russland wollte das. So viel Schmiergeld würde er nicht aufbringen können, um sich aus dieser Geschichte freizukaufen.

Sie würden Fragen stellen: »Gregory Wladimiro-witsch, erzählen Sie uns, was ihr alter ausgebrannter Lada nur wenige hundert Meter entfernt von einem Brandherd zu suchen hatte?«

Er dachte fieberhaft nach, während Tanja einfach nur flennend und in die Decke gehüllt dastand und immer mehr zu einer willenlose Puppe erstarrte. Dann wusste er, was zu tun war.

»Wissen Sie, was ich nicht verstehe, Gregory Wladimirovitsch, wieso war ihre Freundin allein zum Grillen? Und dann noch mit ihrem Wagen, wo sie doch einen eigenen hatte? Verstehen Sie meine Skepsis?«

»Ja ... Ja ... natürlich. Aber darauf weiß ich leider keine Antwort. Manchmal nutzte sie meinen Wagen, weil sie kein Geld für Benzin hatte ...«

»Und das haben Sie einfach zugelassen?«, fragte der Milizionär, während er mit einem schmutzigen Taschentuch seine Stirn abwischte, dort wo die Mütze einen roten Abdruck hinterlassen hatte. Es war immer noch heiß wie in einer Trockensauna, und die Waldbrände wüteten schon seit mehreren Tagen rund um Moskau.

»Warum denn nicht?«, sagte Gregory.

»Aber allein?«

»Vielleicht wollte sie noch auf Freunde warten. Oder vielleicht wollte sie nur allein sein? Ich weiß es doch auch nicht.« Gregory schluchzte, wandte den Blick aber nicht von seinem Gegenüber ab.

»Allein grillen?«, wiederholte der Milizionär, aber es schien nicht, als würde er eine ernsthafte Antwort erwarten, vielmehr als spräche er nur laut seine Gedanken aus.

»Wie lange kannten sie sich schon?«

Gregory musste nicht lange überlegen. »Wir haben uns auf einer Silvesterfeier zum Jahreswechsel kennengelernt – an der Universität.«

Der Milizionär nickte. »Wir haben diese hier gefunden.« Er nahm eine Plastiktüte aus seiner speckigen Aktentasche. Gregory erkannte darin seinen an-

gekockelten Schlüsselanhänger.

»Sind das ihre?«

Gregory bejahte.

»Die haben wir weit abseits der Leiche und des Wagens gefunden. Sie steckten in einer Hose. So viel konnten wir noch feststellen. Wir vermuten, dass ihre Freundin das Feuer verursacht hat, in Panik geriet und davonrannte. Dann ist sie gestürzt – sie hatte eine Wunde am Kopf, die wohl von einem Sturz herrührte. Oder sie wollte zum Wagen, vergaß aber die Schlüssel, wollte noch mal zurück und ist dann gestürzt. So oder so, es führte leider zum gleichen, traurigen Ergebnis. Es tut mir sehr leid.«

Mit diesen Worten erhob sich der Milizionär und begab sich zur Tür. Er hatte seine Aktentasche unter dem Arm geklemmt und setzte seine Mütze auf. Dann hielt er Gregory die Hand zum Abschied hin.

»Wir haben einen etwa faustgroßen Stein neben ihrem Kopf gefunden. Wahrscheinlich hat er die Wunde verursacht. Sie scheint direkt darauf gestürzt zu sein ... wir werden es wohl nie erfahren ...« Er schaute Gregory wieder direkt an. »Bitte verlassen Sie Moskau nicht. Es könnte sein, dass wir noch Fragen haben.«

Gregory öffnete die Wohnungstür. »Russen grillen gerne und halten sich an keine Regeln«, sagte er.

Der Milizionär schüttelte traurig den Kopf. »Ja, so ist das wohl.« Dann gab er Gregory eine kleine Visitenkarte in die Hand. »Man wird sich noch mit ihnen wegen des Leichnams und der Beerdigungsformalität in Verbindung setzen. Leider konnten wir

keine lebenden Angehörigen ermitteln.«

Die Brände wüteten mehrere Tage und waren weltweit in den Nachrichten. Ein russischer Landsmann, der auf der ISS seinen Dienst tat, weinte bitterlich, als er während einer Liveübertragung die grauen Aschewolken über dem rotglühenden Flammenmeer sah, das auch vom All aus zu erblicken war. Über hundert Menschen starben oder wurden seitdem vermisst, wobei die inoffizielle Zahl – wie immer in Russland – bestimmt doppelt oder dreimal so hoch war. Der Präsident ordnete umgehend eine umfassende Untersuchung an, die natürlich im Sande verlief. Aber das nahm man ihm natürlich nicht übel. So war und ist es eben in Russland.

Die Menschen nahmen es hin, wie auch ihre kaputte Demokratie, die marode Infrastruktur, die miserable Zahlungsmoral ihrer Schuldner. Und man arrangierte sich, bewaffnete sich mit Unmengen Taschentüchern und Wasserflaschen, und schüttelte in der U-Bahn nur Komplizenhaft den Kopf, wenn ein Baby im Kinderwagen besonders schlimm hustete und die Mutter besorgt dreinblickte. Am Ende war es nur wieder eine weitere Prüfung, die die Götter dem stolzen russischen Volk auferlegten. Pozhivjom – uvidim; Abwarten und Tee trinken, war die Devise. Was konnte man schon machen?

Erst als die Feuersbrunst einer großen Waffenfabrik vor den Toren Moskaus zu nahe kam, wurde das Volk ein wenig unruhig, und die Rettungskräfte konzentrierten ihre Maßnahmen dort einige Tage, um wenigstens einen kleinen Erfolg im Angesicht der Hölle vermelden zu können. Der Präsident be-

suchte den Direktor der Fabrik, schüttelte einigen Feuerwehrleuten die Hände, und alles war wieder friedlich wie zuvor. Als die Brände schließlich erloschen, war es den Zeitungen kaum noch eine Schlagzeile wert.

*

Ist es nicht merkwürdig, dass er ausgerechnet jetzt an Tanja denken musste?

Als Gregory Galkin die Waffe an seiner Schläfe fühlte und die lechzende Meute sah, die nur darauf wartete, dass er sein Hirn auf dem teuren Rosenholzparkett des Kasinos verspritze, fühlte er sich unendlich frei. Er hatte nichts mehr zu verlieren, denn es war ihm alles genommen. Hieß es nicht, Freiheit wäre nur ein anderes Wort dafür, nichts mehr zu verlieren zu haben?

Die Rente

Charles Walter Pemrose richtete seelenruhig die Automatikpistole auf den alten Mann. Dann nahm er den langen, schlanken Schalldämpfer aus seiner Manteltasche und schraubte ihn auf die Waffe, wobei er den Lauf unzweifelhaft auf sein Opfer gerichtet ließ. Er musste keine plötzliche Gegenwehr befürchten. Er machte eine Handbewegung, worauf sein Opfer zurück ins Haus ging.

Pemrose folgte ihm. Alles war immer noch erstaunlich sauber und aufgeräumt. Es roch nach Raumspray. Die große Standuhr an der Wand war stehen geblieben, ihr Pendel hing starr herab. Der Fernseher lief, aber der Ton war stumm gestellt. Davor war ein flacher Tisch. Und auf dem Tisch standen zwei irdene Schalen, eine mit Sonnenblumenkernen, die andere mit Schalenresten.

»Setzen wir uns erst einmal«, sagte Pemrose, »aber schön langsam, bitte.«

Beide Männer setzten sich – Pemrose mit sichtlich mehr Mühe auf einen Sessel mit dem Rücken zum Fernseher, und der alte Mann dorthin, wo er immer saß. Pemroses Sessel war alt und durchgesehen. Beide Männer waren schon jenseits der sechzig, aber es war unverkennbar, dass der Mann mit der Pistole die Jahre schlechter weggesteckt hatte, zumindest äußerlich.

Pemrose blickte auf einen kaum ergrauten Mann, mit braunen Augen und einem Blick, der nicht zu erfassen schien, was gerade vor sich ging. Aber wenn man seinen Körper betrachtete, musste man annehmen, einen ehemaligen Spitzensportler vor sich zu haben. Michael Warkowski war noch immer eine stattliche Erscheinung.

»Wer sind Sie denn? Und was wollen Sie?«, fragte Warkowski. Aber mehr wie man einen lästigen Vertreter an der Tür abwimmelte, und nicht auf die Art, wie man einem Fremden begegnet, der einem im eigenen Wohnzimmer mit einer Waffe bedroht. Pemrose glaubte, die kleinen Rädchen im Kopf seines Gegenübers rattern zu hören, wie er sich vergebens abmühte, aus der Situation einen Sinn zu ziehen. Warkowski wirkte wie ein alter Kater, der das erste Mal vor einer Katzenklappe saß: Es war klar, dass die Sache irgendwas mit ihm zu tun haben musste, aber er war schon zu alt, um noch von selbst darauf zu kommen.

»Ich würde gerne von ihnen das Codewort erfahren«, sagte Pemrose.

»Was für ein Codewort?«, fragte Warkowski.

»Oder das Geld? Was ist mit dem Geld, meinem Geld?«

»Geld? Ich habe nie Geld im Haus. Wozu auch? Wer sind Sie? Und wieso sind Sie bewaffnet?«

Pemrose erinnerte sich an das Gespräch, das er mit Warkowski vor wenigen Monaten genau in diesem Zimmer geführt hatte. Es hätte auch gestern, oder vor einer Stunde gewesen sein können.

*

Ein kurzer Brief, der ihn in seinem schäbigen Ein-Zimmer-Appartement erreichte, genügte, um seine Neugier zu wecken. Es waren nur wenige Worte: »Ich kann dafür sorgen, dass der Rest ihres armseligen Lebens nicht ganz so armselig verlaufen muss.« Darunter stand nur eine Adresse, kein Name, keine Telefonnummer.

Pemrose kannte die Gegend ein wenig, sie war bekannt als Bullen-Getto, weil in ihr Hunderte Polizisten im Dienst oder im Ruhestand lebten. Pemrose mochte beide Sorten nicht. Das Haus unter der genannten Anschrift war absolut identisch mit den Häusern rechts und links davon, eineinhalb Stockwerke, Holz, nicht unterkellert, kleine Veranda, der Traum eines jeden Spießers. In der Einfahrt stand ein alter, aber blank polierter Kombi. Als er den Weg zur Haustür betrat, wusste er, dass es sich mit Sicherheit um das Haus eines pensionierten oder ledigen Polizisten handelte. Es waren keine Spielzeuge, keine Schaukel oder Ähnliches zu sehen. An der Tür war kein Namensschild angebracht.

Pemrose hatte in seinem Leben mehr Jahre im Knast als in Freiheit verbracht. Er hatte kein Geld, sein fadenscheiniger Mantel war aus der Kleiderkammer. Die Miete bezahlte ein Sozialprogramm, das hoffnungslosen Fällen, also Dauerknackis wie ihm, noch ein Alter in Würde und Freiheit verschaffen wollte. Er fragte sich, welche Naivlinge nur für solche Projekte spendeten? Er selbst hätte sich keine Chance mehr gegeben. Seit drei Monaten war er jetzt draußen. Von den letzten zehn Jahren, die er wegen bewaffneten Raubüberfalls hatte absitzen

müssen, waren ihm die beiden Letzten erlassen worden. Und jetzt hatte er nichts mehr außer seinen alten Revolver und war auf die Mildtätigkeit von Leuten angewiesen, die höchstwahrscheinlich seinem alten Opferprofil entsprachen.

Als die Tür auf sein Klingeln hin geöffnet wurde, erkannte er sofort, dass er einen Bullen vor sich hatte. Eine große Person, die sich sehr aufrecht hielt, ein akkurater Haarschnitt mit ebenso perfekt getrimmten Schnäuzer. Ein breiter Brustkorb, kein Bauch und ein Blick, der einem kleine Nadelstiche versetzte. Pemrose schätze ihn auf sein eigenes Alter, aber welch ein Unterschied in der Existenz: Er selbst, ein vom Leben ausgespucktes Wrack, blickte auf einen Leuchtturm der Gesellschaft, mit Haus, Auto und Rentenfond.

Der Bulle trug einen blank polierten, riesigen Revolver in seiner Hand und ließ den Arm mit der selbstbewussten Lässigkeit eines Profis herabhängen. Pemrose war überzeugt, dass dieser Mann sein Ziel nicht verfehlen würde. Von der Straße aus war er nicht zu sehen.

»Haben Sie eine Waffe bei sich?«, fragte der Bulle mit einer Stimme, die keine Widerrede duldete. Wahrscheinlich hob er sich seine freundliche Stimme für den Schäferhund auf.

Pemrose sah keinen Sinn darin, zu lügen. Natürlich durfte er keine Waffe tragen, erst recht keine illegale. Das würde ihn glatt den Rest seiner Bewährung kosten. Aber er nahm an, dass er nicht hier war, damit der Bulle ihn wegen illegalen Waffenbesitzes drankriegen konnte.

»Ja«, sagte Pemrose.

»Rechte Manteltasche?«

»Ja«

»Revolver oder Automatik?«

»Revolver«

»Gut«, sagte er Bulle, »dann nehmen Sie sie vorsichtig mit der linken Hand heraus ... Trommel entleeren und Kugeln und Waffen wieder einstecken ... Waffe rechts, Kugeln links ...«

Der Bulle schaute genau zu, während Pemrose seinem Befehl nachkam. Eine Drohung auszusprechen, war gar nicht notwendig. Beide Seiten wussten um die Spielregeln.

»Ich weiß, wer Sie sind und für welche Straftaten Sie bisher verurteilt worden sind. Bis auf Mord war ja schon alles dabei. Und wie Sie sich denken können, bin ich Polizist ... nein, ich war Polizist.«

Pemrose zuckte mit den Schultern, so als ob sein Gegenüber damit nur eine Offensichtlichkeit ausgesprochen hätte. Der Bulle ging voraus ins Wohnzimmer. »Schließen Sie die Tür«, sagte er im Gehen, dann setzte er sich an den Esstisch aus grobem Holz, der bis auf einen geschmiedeten Kerzenständer vollkommen leer war.

Pemrose war neugierig. Er witterte eine Chance. Denn es war klar, dass der Bulle ihn nicht wegen irgendeiner Straftat drankriegen wollte. Und es schien auch keine Racheaktion für irgendeine seiner vergangenen Verbrechen zu sein, dafür hätte er ihn nicht in sein Haus bestellt, sondern in eine dunkle Gasse. Er wusste, wann er einem potenziellen Kunden gegenüber saß. Normale Menschen

ohne Strafregister oder ohne fragwürdige Absichten würden nie auf die Idee kommen, einen Verbrecher in ihr Haus zu bestellen. Und so kaltschnäuzig sich der Bulle auch gab – war ihm anzumerken, dass er Pemroses Hilfe benötigte. Was sollte er sonst von einem alten Gewohnheitsverbrecher wollen?

Der Bulle schaute Pemrose lange an, solange bis dieser schließlich wegblickte. Das schien für den Bullen schließlich das Zeichen zum Sprechen zu sein.

»Mein Name ist Warkowski, ehemals Police Officer Warkowski, 10 Jahre Streife, 10 Jahre Zivil, dann noch 15 Jahre Wachdienst, seitdem Pensionär ... und Sie sind genau der, den ich brauche. Ein hoffnungsloser Kleinkrimineller; nicht dumm, aber glücklos. Und vor allem: weder alkohol- noch drogensüchtig ... sind Sie doch nicht, oder?«

Pemrose nickte: »Kein Dope, keine Kippen, kein Alk.«

»Okay«, damit war das Vorspiel beendet. Jetzt mussten die Karten auf den Tisch.

»Ich will, dass Sie was für mich tun ... einen Job ... Sie sollen mich erschießen.«

Damit hatte Pemrose nun nicht gerechnet. Er machte ein überraschtes Gesicht. Maximal hatte er mit einem Mordauftrag gerechnet. Es kam häufiger vor, als man dachte, dass Ex-Bullen auf die schiefe Bahn gerieten und sich der Hilfe von Kriminellen bedienten, die sie im Laufe ihrer Dienstzeit kennengelernt hatten.

Pemrose überlegte lange. »Zu feige für Selbstmord oder soll es wie ein Unfall aussehen, damit

ihre Freundin die Versicherung kassieren kann?
Sind Sie krank?«

»Ich habe Alzheimer.«

»Sie können sich also an nichts mehr erinnern?«
Pemrose schaute skeptisch. »Den Eindruck machen Sie auf mich aber nicht.«

»Es ist noch ein frühes Stadium. Erste Anzeichen stellten sich vor ungefähr einem Jahr ein. Wenn ich einer Unterhaltung folge, passiert es manchmal, dass ich nicht mehr weiß, was noch vor wenigen Augenblicken gesagt wurde. Oder ich gehe in ein Zimmer und weiß nicht, was ich dort will. Ich vergesse Verabredungen, wenn ich sie nicht notiert habe. Wie gesagt, es passiert nicht so oft, aber es passiert. Es ist wie bei meinem Vater, als es bei ihm losging.«

Pemrose fand allmählich Gefallen an dieser Unterhaltung. Irgendwie genoss er den Gedanken, dass dieser Bulle an Alzheimer abkratzen würde und seine Hilfe benötigte, um die Sache noch rechtzeitig zu einem irgendwie würdigen Ende zu bringen. Ein normaler Mensch wäre schon längst empört verschwunden oder wäre der Einladung gar nicht erst gefolgt. Aber die Gehirne von Verbrechern ticken anders. Eine Tankstelle überfallen oder einen Ex-Bullen erschießen – wo liegt da am Ende des Tages der Unterschied? Doch nur in der Bezahlung.

»Ärzte nennen es Prädisposition. Nur zwei Prozent aller Alzheimer-Erkrankungen sind erblich, aber die beginnen dann meist schon früh; manche bekommen sie gar mit 30. Ich hab von meinem al-

ten Herrn das volle Haar und seine Krankheit geerbt. Mein Vater starb an den Folgen von Alzheimer. In den letzten Wochen ging alles sehr schnell. Er musste Windeln tragen und konnte sich gerade mal so daran erinnern, wie man atmet. Das will ich mir ersparen.« Und zum ersten Mal während des Gesprächs zeigte der Bulle eine Regung im Gesicht, als er sich an den Abgang seines Alten erinnerte.

»Ich will Beweise«, entgegnete Pemrose.

»Sie können mir schon vertrauen.«

Pemrose lachte. »Ja, toller Witz, ich soll einem Ex-Bullen vertrauen, der mich für einen Mord anheuern will.«

»Ich sehe es eher als Beihilfe zum Selbstmord.«

Pemrose lachte erneut. »Erzählen Sie das dem Richter ... ups, das können Sie dann ja nicht mehr.«

Warkowski stand auf und schlurfte, auf einmal sichtlich ermüdet, zu einem Bücherregal. Er entnahm ihm zwei dicke Ordner und knallte sie vor Pemrose auf den Tisch. »Hier, viel Spaß bei der Lektüre. Hier drin ist die Geschichte meiner Krankheit: Laborberichte, Rezepte, Rechnungen und der Stress mit der verfluchten Krankenversicherung ... alles schön chronologisch abgeheftet.«

Pemrose machte sich nicht die Mühe, die Ordner aufzuschlagen. Er glaubte Warkowski.

»Angenommen, ich glaube ihnen, warum erledigen Sie die Sache nicht selbst? Sie haben doch eine Kanone. Einmal abdrücken, fertig!«

»Das ist ja das Problem. Mein Vater war auch Polizist, zumindest, bis er nicht mehr als Polizist arbeiten konnte. Auch er hatte eine Waffe. Dummer-

weise hat er einfach vergessen, sich umzubringen. Als er dann sabbernd wie ein Kleinkind in seinem Bett lag und die Wand anstarrte, war es zu spät.« Warkowski wischte sich bei der Erinnerung langsam übers Gesicht.

»Und warum haben Sie ihn nicht ...?«, Pemrose machte aus Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand eine Pistole.

»Und dann dafür in den Knast gehen? So sehr mochte ich meinen Vater nun auch wieder nicht.«

»Und wenn ich Sie gleich hier und jetzt umbringe?«

»Womit denn? Mit der ungeladenen Waffe?«

»Ich könnte Sie bei meinem nächsten Besuch umbringen oder ihnen auflauern.«

»Das würde ich kaum zulassen«, sagte Warkowski, »solange mein Verstand noch beieinander ist. Solange ich mich an Sie erinnern kann, haben Sie keine Chance gegen mich. Versuchen Sie es nicht einmal!« Pemrose hatte keinen Grund, an dieser Drohung zu zweifeln.

»Sie wollen also erst ... abtreten, wenn sich das Leben nicht mehr lohnt. Habe ich recht?«

Warkowski nickte.

»Wie lange könnte ihnen noch bleiben?«

»Wochen ... vielleicht Monate ... Halbes Jahr maximal.«

Der alte Verbrecher schwieg und dachte nach, außerdem tat ihm wieder sein Handgelenk weh. Am liebsten hätte er kurz die Zeit angehalten, um sich das Angebot in Ruhe durch den Kopf gehen zu lassen. Was sollte er jetzt tun?

»Nur mal hypothetisch gesprochen, was wäre für mich dabei drin? Sie werden wohl nicht allein auf meine Nächstenliebe hoffen.« Pemrose hustete trocken.

Der Bulle reichte ihm einen zusammengefalteten Scheck, den er aus seiner hinteren Hosentasche gezogen hatte.

»So einen bekommen Sie ab jetzt jede Woche. Es ist kein Vermögen ... eher eine kleine Rente, die Sie davon abhält, noch mal eine Tankstelle zu überfallen. Ist ein Barscheck, natürlich ...«

»Natürlich«, sagte Pemrose.

»Ich habe dafür gesorgt, dass Sie frühzeitig aus der Haft entlassen werden, und ihre Wohnung habe ich auch organisiert ... keine Angst, es existiert nichts Schriftliches ... keiner kann uns miteinander in Verbindung bringen. Offiziell hatten wir nie miteinander zu tun. Ich darf ihr Strafregister gar nicht kennen. Sie waren auch nie einer meiner Verdächtigen.«

»Okay, aber selbst wenn Sie es noch ein oder gar zwei Jahre machen ... viel Geld ist das nicht ... so alles zusammen.«

»Sicher, das ist mir schon klar. Ich habe keine Kinder, meine Frau ist lange tot, Verwandte gibt es auch nicht. Wenn ich tot bin, werden Sie alles erben: das Haus, die Möbel und ein Sparbuch. Sie müssen sich um nichts kümmern, für die Beerdigung kommt der Polizeifond auf.«

»Was soll ich denn mit einem Haus?«, fragte Pemrose verblüfft.

»Das ist mir doch egal, fackeln Sie's ab oder ma-

chen Sie ein Bordell draus ...«

Pemrose verblüffte die Richtung, die das Gespräch genommen hatte. Seine Fantasie ging mit ihm durch und arbeitete bereits alle möglichen Eventualitäten und Maßnahmen ab. Seine Hände zitterten bereits leicht vor Aufregung.

»Und wann soll ich Sie umbringen? ... Wenn Sie schon sabbern?«

»Nein«, schnaubte Warkowski, »natürlich nicht ... das wäre schon die Endphase ... da will ich auf keinen Fall hin ... hier liegen, und mir von einer überforderten Pflegerin, die sich noch um zig andere Fälle kümmern muss, die Windeln wechseln lassen ... oh, nein ...«

»Wann dann?«, fragte Pemrose.

»Ich habe es mir genau überlegt. Hören Sie gut zu: Ich werde auf die Rückseite eines jeden Schecks ein Codewort schreiben ... und das Wort fragen Sie beim nächsten Besuch ab. Mein Verstand ist soweit noch ganz okay ... wenn ich mich konzentriere, kann ich mir noch Neues merken ... aber wenn nicht ...«

»Peng«, sagte Pemrose, und Warkowski nickte.

Wieder überlegte der Ex-Knacki lang.

»Ich sehe da ein Problem«, sagte Pemrose. »Wenn ich Sie von vorne erschiesse, wird es nicht wie Selbstmord aussehen. Tja, und dann wird es nichts mit der Erbschaft.«

Warkowski verdrehte die Augen. »Dann sehen Sie zu, dass Sie meine Schläfe erwischen. Ich schätze, wenn Sie sich das Geld verdienen wollen, okay ist das ihr Problem. Da müssen Sie sich schon

etwas Mühe geben ... lassen Sie sich was einfallen, verdammt!«

»Man könnte den Schuss hören, außerdem ist es möglich, dass man die Kugel zurückverfolgen kann. Ich bin wohl nicht der erste Besitzer meiner Waffe.« Dabei schielte er kurz in Richtung seiner Jackentasche.

»Daran hab ich schon gedacht.« Der Ex-Bulle stand wieder auf und ging in ein Nebenzimmer. Wenig später kam er mit einem Schuhkarton zurück. Er stellte ihn vor Pemrose hin und setzte sich wieder. »Aufmachen!«, sagte er.

Pemrose öffnete den Karton und fand darin eine Automatikpistole mit einem daneben liegenden Schalldämpfer.

»Die Waffe gehört mir, sie ist legal. Der Schalldämpfer nicht, den müssen Sie verschwinden lassen, bevor Sie die Waffe neben mich legen ... oder mir in die Hand drücken. Um die Mittagszeit ist die Straße zwar mehr oder weniger ausgestorben, aber man weiß nie, ob nicht gerade ein Jogger oder so vorbei kommt. Besser, man hört nichts.«

»Ich sehe, Sie haben an alles gedacht«, entgegnete Pemrose. »Was ist, wenn man ihre Leiche untersucht? Man wird feststellen können, dass Sie nicht selbst geschossen haben.«

»Sie sind ja doch nicht so doof, wie ich dachte ...«

»Hey, ich bin nicht hier, um mich beleidigen zu lassen!« Pemrose tat, als würde er aufstehen wollen. Eine leere Drohung, auf die Warkowski nur halbherzig einging.

»Schon gut ... sollte doch ein Kompliment sein ... bleiben Sie sitzen. Die Untersuchung wird kein Problem sein. Sie öffnen danach ein Fenster und drücken mir die Waffe in die Hand. Dann schießen Sie durch das Fenster, aber bitte gut zielen, also nicht in die Wand oder auf das Nachbarhaus ... einfach in den Himmel. Das sollte für die Schmauchspuren an der Hand reichen, falls man eine Obduktion anordnet. Für die fehlenden Schmauchspuren an der Eintrittswunde wird sich sowieso keiner interessieren, nicht jeder setzt die Waffe direkt an, aus Angst, sie könnte abrutschen.«

»Man wird die zweite abgefeuerte Patrone vermissen, wenn man die Waffe untersucht«, entgegnete Pemrose, dem dieses Gespräch immer mehr Freude bereitete. Es war wieder wie früher, als er gemeinsam mit anderen seine Gaunereien ausbalancierte. Nur war diesmal das Opfer gleichzeitig Auftraggeber und Komplize.

»Es sind genügend Patronen da. Laden Sie einfach die Fehlende nach. Und vergessen Sie nicht, die zweite Hülse einzusammeln. Dann holen Sie die beiden Ordner aus dem Regal und legen sie geöffnet hin. Dann dürfte auch der dümmste Kollege ...«

»Ex-Kollege«, unterbrach ihn Pemrose grinsend.

»... darauf kommen.«

Pemrose schob den Stuhl zurück. Sein Unterbewusstsein hatte längst angebissen. Ein kleiner Scheck jede Woche und die Aussicht auf eine Erbschaft hatten ihn längst geködert.

»Aber Sie könnten sich doch das Codewort ganz einfach notieren, um sich daran zu erinnern. Das

würde dann ja nichts nützen.«

»Theoretisch schon, aber dann müsste ich mich ja daran erinnern, ein Codewort auf irgendeinem Zettel notiert zu haben. Das wäre doch am Ende noch viel schlimmer. Wer erinnert sich schon an den Verbleib eines Notizzettels?«

Pemrose nickte wieder.

»Könnte keiner stutzig werden, wenn ich auf einmal ihr Haus erbe?«

»Bis auf den Notar und vielleicht irgendeinen Bankmitarbeiter wird es niemanden interessieren. Und wenn schon ... lassen Sie es doch drauf ankommen! Zur Not besorgen Sie sich ein Alibi ... schadet sowieso nicht. Und warum sollte jemand misstrauisch werden, es war ja schließlich Selbstmord? Was haben Sie schon zu verlieren? Nichts. Ich gebe ihnen jede Woche einen kleinen Barscheck dafür, dass Sie mich besuchen kommen.«

»Und was ist, wenn ich Sie nicht erschieße, wenn mir der Mut fehlt ... oder wenn ich schlicht keine Lust habe?« Pemrose schaute den Bullen provozierend an.

»Dann haben wir beide Pech gehabt. Ich lande im Pflegeheim und Sie bekommen nichts. Sollte ich zum Pflegefall werden, bekommt alles meine Versicherung – alles auf einen Schlag. Ist halt teuer, so eine Unterkunft, wenn man keine Familie mehr hat.«

*

Die ersten Wochen war es dann so gegangen, wie abgemacht. Jeden Montag traf Pemrose bei Warkowski ein, fragte das Codewort ab und kassierte seinen

Scheck. Woche für Woche, Monat für Monat. Nie wurde mehr als genau dieses eine Wort gewechselt. Irgendwann wurde es für Pemrose zu einer Routine, mit der ihn wenig mehr verband als mit dem monatlichen Friseurbesuch. Nach einiger Zeit vergaß er sogar, die Schecks einzureichen, sie landeten in einer mit Pergament ausgelegten Schublade in der Kommode seines Zimmers. Es war erstaunlich, wie genügsam man im Alter wurde, wenn man nur eine kleine Aufgabe hatte und sonst nichts.

Aber irgendwann schien Warkowski länger zu benötigen, bis er sich an das Codewort erinnerte. Und schließlich sogar noch länger, bis er sich überhaupt an ihr ganzes Arrangement erinnerte. Pemrose bekam allmählich das ungute Gefühl, dass Warkowski ihn an der Tür vielleicht bedrohen oder hinauswerfen würde oder die Polizei rief oder auch nur schrie. Also umklammerte er von jetzt an immer fest die Waffe in seiner Manteltasche und hielt sie ihm direkt nach dem Öffnen der Tür unter die Nase, damit er sofort – Alzheimer hin oder her – den Ernst der Lage erkannte.

Und nun saß er dem alten Mann gegenüber und dieser tat ihm auf einmal tatsächlich leid. Pemrose konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal Mitgefühl für jemanden empfunden hatte. Das sollte es wohl sein, heute würde er keinen Scheck mehr bekommen. Mit einem kleinen Lächeln, das Mitgefühl, Vorfreude und auch ein wenig Trauer bekunden sollte, schaute sich Pemrose kurz um. Das alles würde schon bald ihm gehören. Sei's drum.

»O.k., alter Mann. Ich hoffe, Sie hatten ein angenehmes und erfülltes Leben«, sagte Pemrose, »ach, am Ende ist mir das auch vollkommen egal.«

Warkowski griff mit einer flüssigen Bewegung unter den Tisch und zog eine Waffe hervor, die dort befestigt gewesen sein musste, man konnte noch die Klebebandreste am Griff erkennen.

Wie viele Waffen hat der Alte noch in seiner Wohnung?, war der letzte Gedanke, der Pemrose durch den Kopf ging, als der alte Mann ihn mit zwei schnellen Schüssen direkt ins Gesicht traf. Er war auf der Stelle tot – noch bevor sein Kopf in die Schüssel mit den Schalenresten fiel.

Warkowski stellte sich aufrecht hin und blickte auf den leblosen Körper. Seine Hand zitterte, aber seine Stimme war fest.

»Für dich immer noch, Officer Warkowski, du Abschaum!«

Flitterwochen mit Zombies

Howard, ich hätte nie geglaubt, dass es Zombies wirklich gibt«, sagte Janice Watkinson, eine sechzigjährige, noch sehr resolute ehemalige Krankenschwester.

Sie prustete in ihre grauen Locken, die ihr in die Stirn gefallen waren, weil sie nicht aussprechen wollte, was sie dachte. Niemals hätte Sie das ihrem Ex-Ehemann – und jetzt wieder Ehemann Howard, dem notorischen Schürzenjäger und Geschichtenerzähler – geglaubt.

»Und das ausgerechnet in unseren zweiten Flitterwochen ... Ach, ich hätte dir wirklich vertrauen sollen.«

Howard, ein ebenfalls rüstiger ehemaliger Außendienstmitarbeiter, braun gebrannt aber schon etwas gebeugt im Kreuz, winkte beschwichtigend ab.

»Janice, mein Schatz, man kann es sich eben nicht aussuchen, wann das Schicksal zuschlägt. Erinnerung dich an unsere alten Nachbarn, die Kowalczyks. Erst wollten sie ihre Kinder niemals zur Impfung schicken, dann erkrankte der jüngste Sohn und am Ende hatte sich die komplette Familie mit Masern angesteckt. Erinnerst du dich, Liebes?«

»Wie könnte ich nicht? Agnes sah so furchtbar aus mit ihren Flecken im Gesicht. Aber was hat das

hiermit zu tun?«

»Nichts, mein Schatz, ich wollte dir nur klarmachen, dass es für Katastrophen keine Pläne gibt.«

Janice schaute wütend. »Oh doch, die gibt es sehr wohl. Gott hat für alles einen Plan. Er ist der Richter über Leben und Tod, er ist der, der ist, und der uns dereinst am Tage des Jüngsten Gerichts trennen wird, in die Gottesfürchtigen und in die Gottlosen.«

»Ja, Janice, du hast natürlich wie immer recht. Ach, es ist auch zu furchtbar.«, Howard Watkinson hatte jetzt wirklich keine Lust auf eine weitere Amateurpredigt seiner Ehefrau. Er suchte verzweifelt in seiner Hosentasche und machte dabei solche Verrenkungen, dass man annehmen musste, die Tasche sei so tief und unergründlich wie der Grand Canyon.

Beide, Janice und Howard, waren leicht als das schrullige Rentner-Paar aus dem Mittleren Westen erkennbar, das zu viel Geld und zu wenig Geschmack besaß. Gottesfürchtige Leute – zumindest nach ihrer eigenen Religionsauslegung – und schrecklich peinlich. Sie waren in jeder Beziehung fleischgewordene Klischees. Was immer man sich an heuchlerischer Spießigkeit ausdenken mochte, sie besaßen diese Eigenschaften. Sie waren Rassisten (was sie natürlich immer verneinen würden), geizig, drogensüchtig (nach Alkohol und Schmerztabletten) und voller Neid auf jeden, dem es nur einen Deut besser ging – egal, ob tatsächlich oder nur vermutet. Und manch einer, vor allem Leute, die ebenfalls aus dem Mittleren Westen stammen, würde sie

nur als putzig bezeichnen – was aber nur der Gnade des Alters zuzurechnen war.

»Howard, du machst mich noch wahnsinnig. Was, um Himmels willen, suchst du denn die ganze Zeit?«

»Das Geldstück, das ich gestern im Flur gefunden habe. Es ist mir eben wieder eingefallen, und ich wollte es in meine Geldbörse stecken, aber ich finde es nicht mehr.«

»Howard Watkinson, du wirst noch alt und wunderbarlich. Erinnerst du dich nicht, dass du gestern eine vollkommen andere Hose anhattest? Es war die mit dem kleinen Rautenmuster; die, die du beim Empfang des Kapitäns zum ersten Mal getragen hast.«

»Nein, das kann nicht sein«, erwiderte Howard entrüstet.

»Was kann nicht sein?«, fragte Janice, »dass du eine andere Hose anhattest?«

»Nein, dass ich beim Kapitänsempfang die Hose mit dem kleinen Rautenmuster getragen haben soll. Das würde ich niemals tun, dafür ist diese Hose nicht geeignet.«

»Aber selbstverständlich ist sie das.« Janice schnaubte. »Du bist aber auch manchmal ein Dummkopf. Warum sollte diese Hose nicht dafür geeignet sein?«

»Weil man bei einem Empfang natürlich keine mehrfarbigen Hosen trägt.«

»Aber es sind doch klitzekleine Rauten, die erkennt man doch kaum ...« Janice stemmte die Hände in die Seiten, was sie oft tat, wenn sie mit Ho-

ward schimpfte. »Von weitem sieht die Hose vollkommen einfarbig aus.«

Howard atmete tief durch. Wenn sich Janice auf eine Idee versteift hatte, dann war es sinnlos, mit ihr zu streiten. Es waren zwar ihre Flitterwochen – ihre zweiten, wohlgemerkt – aber er kannte sie schon seit mehr als vierzig Jahren – mit Unterbrechungen, versteht sich. Eine Unterbrechung war zum Beispiel ihre kurze Ehe mit Pete Lanski gewesen, dem letzten Fleischer aus Dunsmuir.

»Ach«, seufzte Janice, für sie schien das Thema Hosen abgehakt, »früher war es viel schöner in Las Vegas. Erinnerst Du dich noch an unsere ersten Flitterwochen 84?«

»Wie könnte ich die vergessen!«, sagte Howard jetzt voller Charme in der Stimme. »Du warst die hübscheste aller Bräute, die in Vegas herumliefen, und, so wahr ich hier stehe, Janice Watkinson, du hattest die schärfsten und strammsten Titten von allen Weibern dort.« Howard wollte bei dieser Liebesbekundung bekräftigend mit dem Fuß aufstampfen, besann sich aber wegen seiner morschen Knöchel eines besseren und begnügte sich mit einem Klaps auf die Kommode.

»Ach, bitte, Howard«, spielte Janice die Entrüstete und schlug ihm spielerisch auf die Schulter. »Du bist wirklich ein Ferkel.« Sie kicherte wie ein Backfisch und wurde rot. So resolut und erfahren Janice Watkinson mit ihren zwei Ehemännern und fünf Kindern auch sein mochte, es war ihr immer noch peinlich, wenn jemand in ihrer Gegenwart unflätig sprach. Und natürlich gehörte es sich für eine

Dame aus dem Süden, bei solch einem zotigen Kompliment entrüstet zu sein.

»Ja, das waren schöne Tage gewesen, Rauchen war noch überall erlaubt und die Drinks kosteten so gut wie nichts.« Janice schnaufte, als sie die schwere Kommode vor die Tür des Hotelzimmers schob. In diesem Augenblick quittierte der auf leise gestellte Fernseher seinen Dienst..

»Hier zerfällt bald alles, Schätzchen«, sagte Harold. »Es ist so, wie ich es dir gesagt habe. Das Land befindet sich in Auflösung ... hier, schau«, dabei drückte er mehrmals erfolglos auf den Lichtschalter neben der Eingangstür. »Jetzt ist auch noch der Strom ausgefallen.«

Es war zu vermuten, dass im ganzen Hotel, wahrscheinlich sogar in der ganzen Stadt der Strom ausgefallen war. Für Howard der erste Schritt hin zum Zusammenbruch der Zivilisation.

»Gott wird uns strafen, Howard. Er wird uns strafen für unser sündiges Benehmen!«, sagte Janice voller Inbrunst.

»Aber Janice, wieso sollte Gott uns strafen wollen, wir sind doch schließlich verheiratet?«, sagte Howard und küsste seine Frau auf die Stirn.

»Nein, doch nicht wegen uns, du Dummerchen«, sagte Janice. »Wegen all der Schwulen. Gott hasst Schwule, das weiß ich genau.«

Wenn es um Schwule ging, konnte man mit Janice nicht gut diskutieren, soviel wusste Howard. Wahrscheinlich lag es daran, dass sich Janices Vater kurz nach ihrer Geburt von seiner Frau getrennt hatte, um zu einem Mann – einem ehemaligen Ar-

meekameraden aus dem Korea-Krieg – zu ziehen. Ja, das war ein bestens gehütetes Geheimnis der Familie Rodman aus Beaufort in South Carolina, wo man sonntags noch in die Kirche ging und zum Picknick oder abends schon mal gerne weiße Kapuzen überzog.

»Janice, meine liebe Janice, das ist Unfug. Warum sollte Gott Schwule hassen, wenn er doch alle Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat? Liebt Gott nicht alle Menschen?«, Howard genoss es, Janice mit religiösen Diskussionen auf die Palme zu bringen. Er machte sich überhaupt nichts aus irgendwelchen Religionen. Für ihn waren Priester und Prediger – gleich welcher Religion – nur Nichtsnutze, die zu faul zum Arbeiten waren. Und überhaupt, warum war Janice ausgerechnet für die Flitterwochen in die sündigste Stadt der Vereinigten Staaten gefahren – gleich nach New York und San Francisco natürlich –, wenn sie doch solch ein gottesfürchtiges Leben anstrebte? Nein, auch die liebe Janice, mit ihren mehr als sechzig Jahren, wollte nachts, wenn die Lichter aus waren, noch ordentlich von hinten rangenommen werden.

»Howard, bitte, das weiß ich besser. Schwule sind ... na, sie sind einfach eine Entgleisung der Natur. Ein Ungemach, das Gott uns gesandt hat, um uns zu prüfen.«

Dieser Logik konnte Howard Watkinson einfach nichts entgegensetzen. Wenn es Janice in den Kram passte, gleich was, war es eine Belohnung Gottes, ansonsten war es eine Prüfung – Amen!

»Wie auch immer, meine Liebe, das da draußen

auf dem Flur sind auf keinen Fall Schwule. Es sind Zombies, Untote. Und wenn es stimmt, was man in den Filmen immer sieht, dann wollen sie dein Blut trinken.«

»Nein Howard, nein. Das machen nur Vampire, das weiß man doch«, Janice schüttelte den Kopf. »Zombies wollen einen nur beißen.«

»Wie auch immer, Janice, das Ergebnis ist dasselbe, du wirst auch einer von ihnen. Und ich möchte kein Zombie werden, du doch auch nicht, oder?«

»Wo denkst Du hin, Howard. Wir haben doch vorgestern erst eing_checked ... und ich wollte doch noch in diese Magiershow.«

»Na, die wirst Du dir jetzt bestimmt abschminken können«, sagte Howard.

»Meinst Du wirklich?«

Also, manchmal war Janice einfach zu dumm. »Schatz«, fragte Howard, »wie soll denn die Show ohne Strom stattfinden?«

»Vielleicht ist ja bis übermorgen wieder alles repariert? Meinst du nicht?« Aber Janice wusste die Antwort, das war die Apokalypse, das war Armageddon, das war die letzte Prüfung Gottes. Es gab keinen Strom mehr, es würde niemals wieder welchen geben, und es würde auch keine Magiershows mehr geben, nie wieder. Es würde überhaupt keine Shows mehr geben.

»Und ich dachte immer, die Russen würden uns plattmachen, aber jetzt weiß ich es besser, es sind die Zombies«, sagte Howard und rannte ins fensterlose Bad, wo er im Dunkeln nach etwas tastete.

»Was suchst du denn, Howard?«, rief Janice.

»Na, irgendwas, womit wir uns verteidigen können, eine Schere oder so ...«

»Howard, bitte, also manchmal bist du einfach zu unpraktisch ... schau doch mal«, dabei zeigte Janice auf die Tasche mit den Golfschlägern, die gleich neben der Zimmertür stand. »Wozu schleppst du die eigentlich mit dir herum? Schon im Auto nehmen sie immer so viel Platz weg. Dachtest du wirklich, während unserer zweiten Flitterwochen Golf spielen zu können? Ich wollte ja nichts sagen, aber ...« Janice ließ den Vorwurf im Raum stehen.

Howard kam aus dem Bad zurück und seufzte. »Hm, da wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben. Zu dumm, der Driver ist noch ganz neu.« Mit diesen Worten nahm er zwei Schläger aus der Tasche und reichte einen an Janice weiter. »Ich denke, du nimmst am besten den Putter, der ist nicht so schwer.«

»Danke, mein Schatz«, sagte Janice und küsste ihn auf die Wange. »Wir werden hier nicht kampflös untergehen, ich sag es dir. Verdammte Yankees ... bestimmt!«

Beide warteten darauf, dass es draußen dunkel wurde. Sie sahen die Menschen weiterhin auf den Straßen hin- und herlaufen, konnten aber von hier oben nicht mehr erkennen, ob es sich noch um Menschen handelte oder ob es schon Zombies waren. Und da die Fenster nicht zu öffnen waren, konnte man auch nichts hören. Außerdem brannte in der ganzen Stadt noch immer kein Licht. Es war zum

Fürchten. Die einzige Beleuchtung kam von den Autos, die noch fuhren, es waren aber bedeutend weniger als normalerweise, und die meisten schienen Polizeiautos oder Krankenwagen zu sein.

»Siehst Du, Janice, das ist das Ende. Jetzt müssen wir um unser Überleben kämpfen.«

»Ja, Howard, ich werde mit dir untergehen«, aber sie musste lachen, als sie es aussprach.

»Also, bitte Janice, nimm das doch ernst.«

»Howard, als wir das erste Mal in einem Musical waren, hatte ich Durchfall und hab mir kurz vor der Pause in die Hosen ... du weißt schon ... kannst du dich noch erinnern?« Janice fuchtelte mit den Händen und verzog das Gesicht.

»Aber klar«, sagte Howard und lachte. »Wie könnte ich das vergessen? Das ganze Theater dürfte es mitbekommen haben.«

»Genau! Und seit diesem Tag ängstigt mich nichts mehr.«

»Es hilft nichts, wir müssen jetzt hier raus. Hier oben erwartet uns das langsame aber sichere Ende. Wir müssen zum Wagen, irgendwie!«

Janice wusste, dass er recht hatte. Und war es nicht so, dass Gott diejenigen belohnte, die ihr Schicksal selbst in die Hand nahmen?

Zusammen schoben sie die Kommode wieder beiseite. Zum Glück ließ sich die Tür auch ohne Strom öffnen. Howard legte einen Schuh in die Tür, damit diese sich nicht wieder schließen konnte. »Damit wir zur Not schnell wieder rein können«, sagte er und Janice nickte nachdrücklich. Langsam, Howard, ganz Gentleman, vorneweg, jeder seinen Golfschlä-

ger zum Schlag bereithaltend, schlichen sie den Flur entlang in Richtung Treppenhaus.

»Es sind 22 Stockwerke bis nach unten, denkst du, du schaffst das, Janice?«, erkundigte sich Howard besorgt.

»Mach dir mal keine Sorgen. Wir gehen langsam, schließlich haben wir Zeit. Weißt du denn, ob wir überhaupt an unseren Wagen kommen? Oh, Howard, hast Du denn die Wagenschlüssel dabei?«

»Aber natürlich«, sagte Howard und schüttelte den Schlüsselbund, »So viel Grips musst du mir schon zugestehen, auch wenn es dir schwerfällt.«

Janice wollte schon eine flapsige Bemerkung machen, dass der Mann, den sie erst kürzlich das zweite Mal geheiratet hatte, seine Intelligenz erneut unter Beweis stellen müsse, als Howard sie mit einer herrischen Geste zum Schweigen brachte.

Direkt vor ihnen, gleich bei einer Abzweigung, war einer dieser Zombies. Er stand taumelnd vor dem Eisspender, sein Kopf ging auf und nieder, man hätte ihn für einen Betrunkenen halten können, wenn ihm nicht ein Auge aus dem Kopf gehangen hätte. Er machte brummende Geräusche.

Janice und Howard zogen sich kurz zur Beratung zurück.

»Oh, mein Gott«, flüsterte Janice, »hast du den gesehen? Ich habe solche Angst.«

Howard versuchte, sie zu beruhigen. »Das musst du nicht. Du weißt doch, diese Zombies sind total langsam. Ja, das weiß ich genau. Und es ist nur einer. Den schaffen wir.«

»Ja?«

»Ja, ganz sicher. Wir sind doch schließlich zu zweit«, sagte Howard und fasste ihre Hand. »Also, wir schleichen uns jetzt ganz langsam heran. Und wenn wir direkt hinter ihm stehen, schlagen wir zu. Hast du gehört? Kannst du das? Wir schaffen das. Aber denkt dran: ganz, ganz langsam und leise, leise, leise.«

»Howard Watkinson, ich stamme aus dem Süden, wir können alles, auch einem Zombie den Schädel zu Brei schlagen«, flüsterte Janice, wobei sie zitternd den Schläger vor sich hielt.

»Das ist mein Mädchen«, sagte Howard und verschwand wieder um die Ecke, Janice folgte ihm. Der Teppich schluckte jedes Geräusch. Man hätte sogar rennen können, ohne auf sich aufmerksam zu machen.

Jetzt standen sie beide hinter dem Zombie, die Schläger über ihren Köpfen, und dann – wie auf ein stummes Signal hin – begannen sie, auf ihr Opfer einzuprügeln. Wie verrückt prasselten die Schläge herab. Der Zombie knickte ein und fiel der Länge nach hin. Janice und Howard ließen nicht ab, sie prügeln sich den regungslosen Körper, der nur noch wenig zuckte, hinauf und hinab. Hell klirrte es, wenn ihre Schläger aufeinandertrafen. Blut spritze, das heraushängende Auge kullerte über den Teppichboden, Janice zertrat es versehentlich und quiekte dabei erschrocken auf. Aber sie schlugen weiter, bis sie nicht mehr konnten, bis ihre Arme und Hände schmerzten. Sie waren wie im Rausch.

»Halt, warte!«, rief Janice keuchend, »Pause, ich kann nicht mehr.«

»Ich denke, das dürfte auch reichen«, entgegnete Howard ebenfalls ganz außer Atem.

Vor ihnen lag der blutgetränkte, zusammengeslagene Haufen Zombie, der einmal ein Mensch gewesen war. Der Schädel war aufgeschlagen, man konnte deutlich weiße Knochensplinter erkennen.

»Du, ich glaube, der hat noch was gesagt ... das hat so wie ›Stopp‹ geklungen, oder so«, meinte Janice.

»Ach was, das sind nur Überbleibsel aus ihrem alten Leben. Diese Geschöpfe sind hirntot. Du hast dir das nur eingebildet ... nein, nein, das sind lebende Tote ... immer feste drauf!«

Sie stiegen über ihr Opfer hinweg, wobei Janice tunlichst darauf achtete, nicht in das Blut zu treten, und schlichen zur Treppenhaustür. Howard öffnete sie leise und horchte. Hinter der Tür war es fast vollständig dunkel, nur auf den Treppenabsätzen gab es kleine grüne Notausgang-Leuchten, die immer noch ihr trübes Licht ausstrahlten. Mithilfe des Geländers und ganz vorsichtig musste ein Abstieg möglich sein.

»Hörst du was?«, fragte Janice. Howard vernichte. Dann gingen Sie langsam die Stufen hinab.

Nachdem sie bereits fünf Stockwerke hinter sich hatten, musste Janice eine schon lange zurückgehaltene Frage stellen: »Schatz, erzähl mir doch, warum du unbedingt mit meiner kleinen Schwester ins Bett hast springen müssen. Ich muss das jetzt wissen.« Sie drehte sich zu ihm um und wollte ihm ins Gesicht schauen, sah es aber nur schemenhaft. »Vielleicht habe ich nie wieder die Gelegenheit das zu er-

fahren.«

Howard glaubte erst, sich verhört zu haben. »Also wirklich, Schatz, das ist doch schon so lange her. Warum fragst du ausgerechnet jetzt danach?«

»Naja, ich wüsste es halt gerne ... das beschäftigt mich noch immer. Es hat unsere erste Ehe zerstört, oder?«

Howard drehte sich um, Janice meinte es offenbar ernst. »Janice, mein Herz, glaube mir, das war der größte Fehler meines Lebens ... es war ... es war halt nur eine Gelegenheit ... du warst gerade bei deiner kranken Mutter zu Besuch und Cathy kam unerwartet vorbei ... ja, es war schon dunkel ... und du weißt doch, wie ungern sie im Dunkeln fährt ... ach, dann führte eins zum anderen ... damals war ich noch so unreif, Schatz. Es hatte nichts zu bedeuten. Wirklich! Und schließlich, wenn es dich immer noch beschäftigt, warum hast du sie dann zu unserer zweiten Hochzeit eingeladen.«

»Um sie zu ärgern, das alte Luder, ha!« Damit schien das Thema erst mal wieder abgehakt. Howard machte ein fragendes Gesicht, das Janice gar nicht sehen konnte, und zeigte mit dem Finger die Treppe hinab. »Können wir weiter?«

»Meinetwegen«, sagte Janice.

Howard schaute zwischendurch immer wieder auf die Leuchtziffern seiner Uhr. Sie brauchten fast eine Stunde, bis sie unten angekommen waren. Eine Tür führte in die Lobby, so viel wussten sie. Aber was würde sie dahinter erwarten? Howard öffnete die Tür einen Spalt weit und schaute hindurch. Auch die Lobby lag schwarz und endlos vor ihnen.

Man hörte einzelne Menschen sprechen, also war doch nicht alles verloren.

»Da laufen welche herum«, flüsterte Howard.

»Dann sprich sie doch an«, antwortete Janice.

»Ich weiß nicht, lieber nicht. Ich habe irgendwie ein komisches Gefühl. Was ist, wenn die alle nur kurz davor sind, sich zu verwandeln? Ich tippe jemandem auf die Schulter und zum Dank beißt der mir den Arm ab. Nein, nein, ich will nur noch in den Wagen und so schnell wie möglich weg von hier, nur noch ab nach Hause, dahin wo wir uns auskennen.«

»Ja, du hast recht, mein Herz«, sagte Janice.

Sie schlossen die Tür wieder und stiegen noch zwei Stockwerke hinab zur Tiefgarage. Auch hier lag alles im trüben Licht der Notleuchten. Außer ihnen schien niemand hier zu sein. Howard war erleichtert, hatte er doch mit Tumulten oder einer verstopften Ausfahrt gerechnet.

»Merkwürdig, dass es hier so ruhig ist. Aber egal, wir müssen zu Parkbucht 71.«

»Dass du dir immer die Nummern merken kannst. Ich hoffe, du merkst dir auch weiterhin unseren neuen Hochzeitstag genauso zuverlässig wie den alten«, sagte Janice.

»Aber sicher, mein Schatz.«

Da sich ihre Augen schon nach kurzer Zeit an die Dunkelheit gewöhnt hatten, fanden sie ziemlich schnell ihren Wagen. Wenn erstmal der Motor lief und die Scheinwerfer leuchteten, würde alles viel leichter werden.

Obwohl niemand sie hören konnte, schloss Ho-

ward den Wagen ganz leise auf. Dann stieg er ein und öffnete die Beifahrertür für Janice.

»Schnall dich bitte an«, sagte er, »sicher ist sicher.«

»Was machen wir, wenn die Schranke unten ist? ... Bestimmt wird sie das sein, oder?«

Howard war jetzt mutig geworden, er spürte eine heldenhafte Ader in sich. »Das ist mir egal, zur Not fahren wir sie halt über den Haufen.«

Aber das war überhaupt nicht notwendig. Janice war überrascht, dass die Schranke nicht geschlossen war, aber Howard meinte, dass sie wahrscheinlich schon jemand wegen des Stromausfalls manuell geöffnet haben musste. Umso besser, so gingen sie beim Hinausfahren kein Risiko ein.

Janice fasste Howards Oberschenkel, als sie langsam die Rampe ins Freie hinauf fuhren. »Howard«, sagte sie, »was für ein Abenteuer!«

Als der Wagen auf die Straße einbog und sie mit aufheulendem Motor davonjagten, konnten sie das große Werbeplakat nicht sehen, das über dem Schriftzug des Hotels angebracht war: »Welcome to the first Worldwide Zombie Convention«

Wahrheit und Traum

Kommen Sie herein, setzen Sie sich und erzählen Sie ihre Geschichte.«

Philippe setzte sich in einen bequemen Sessel. Er saß auf himmlisch weichem Leder, das sich perfekt an seinen Körper schmiegte. Das Zimmer war angenehm beleuchtet, die Sonne schien durch dünne Vorhänge, und irgendwo im Raum musste eine Duftkerze ihrer Arbeit nachgehen.

»Von Anfang an?«, fragte Philippe.

»Zumindest von dem Punkt an, der relevant für Sie scheint. Wir müssen nicht mit ihrer Geburt anfangen.«

»Ja ... ich weiß nicht ...«

»Oder erzählen Sie einfach, was Sie beschäftigt. Wir haben 44 Minuten Zeit.« Dr. Meißner schmunzelte immer, wenn er auf die Restlaufzeit seiner Sitzungen hinwies.

»Ok, mach ich ...«, sagte Philippe und faltete seine Hände vor dem Bauch, was irgendwie merkwürdig wirkte, denn er war so schlank und lang wie ein Besenstiel.

»Ich arbeite am CERN ...«

»Dem Teilchenbeschleuniger?«, unterbrach ihn Dr. Meißner.

»Ja, genau. Sie wissen, was wir dort tun?«

»Nein, nicht wirklich. Ich kenne den Begriff Teil-

chenbeschleuniger. Aber ich fürchte, auf einer Cocktail-Party wäre ich nicht der richtige Gesprächspartner dafür.«

»Wir versuchen dort zu ergründen, woraus Materie besteht und wie sie entstanden ist, denn aktuelle Erklärungsmodelle sind ... in mancher Hinsicht noch lückenhaft ... also, wir suchen, was die Welt im Innersten zusammenhält sozusagen ...«

»Goethe?«

»Goethe«

»Sehr interessant. Und was genau ist ihre Aufgabe dort?«

»Am CERN arbeiten Tausende von Menschen, und nicht alle sind Wissenschaftler. Ich leite eine Gruppe, die sich auf die Erforschung noch unbekannter remanenter Elementarteilchen spezialisiert hat.«

Dr. Meißner nickte, als würde er alles verstehen. Er goss ein Glas Wasser ein und bot es Philippe an, der aber dankend ablehnte.

»Ja, das muss ich natürlich erklären. Sie kennen Permanent-Magnete? – Stoffe, die immer magnetisch sind und bleiben? Natürlich. Aber es gibt auch Stoffe – oder es könnte sie theoretisch geben – also Elementarteilchen, die permanent Energie abgeben, ohne Strahlung zu erzeugen. Sie würden beim Zerfall eines nicht vollständig zerstrahlten Schwarzen Lochs entstehen – also theoretisch, noch hat sie niemand gesehen. Man könnte sie auf normale Materie, z. B. Kohlenstoff, schießen, und daraus Energie gewinnen. Aber diese Permanent-Teilchen würden ihre Energie dabei nicht verlieren, sondern nahezu

unverändert aus dem Prozess hervorgehen und in einem physikalisch relevanten Zeitraum weiterhin Energie abgeben. Es würde ein neuer, frischer Erklärungsansatz zur Entstehung des Universums sein, des Entstehens von Energie aus dem Nichts. Und wir versuchen zu ergründen, ob diese Teilchen existieren könnten oder tatsächlich existieren, oder ob wir sie gar erzeugen können. Also in einer Gleichung, die unterm Strich mehr Energie erzeugt als verbraucht. Fast wie ein Katalysator, aber auf subatomarer Ebene ... natürlich«

»Aha«, sagte Dr. Meißner.

»Ja, und wieder einmal wären die Energieprobleme der Menschheit gelöst, diesmal aber tatsächlich.« Philippe lachte.

»Das klingt ja äußerst interessant«, meinte Dr. Meißner, der einen Schluck aus dem Glas nahm.

Philippe hielt seine Handflächen nach oben, als erwarte er, etwas auffangen zu müssen, und machte ein fragendes Gesicht. Das war wohl seine Geste, um unkonzentrierte Studenten auf sich aufmerksam zu machen.

»Die Frage ist jetzt nur, woher kommen diese Teilchen? Oder anders gefragt, ist das Universum endlich oder unendlich? Ist der Ablauf der Zeit endlich oder unendlich? Wenn das Universum nicht begrenzt ist, sondern unendlich, existiert es dann unendlich parallel oder unendlich in der Zeit? Denn dann muss es dieses Teilchen geben. Bisher hat man sich darauf konzentriert, den Zeitpunkt kurz nach dem Entstehen des Universums immer kürzer und genauer aufzulösen. Aber wenn das Universum

prima wieder aus einem alten, toten Universum neu erstehen würde, könnte man dann nicht auch zurück gehen? So wie man sich jemandem von hinten anschleicht, wollen wir den Übergang vom alten zum neuen Universum abpassen und dann die Prozesse von Anfang an, also vom Ursprung an, erkennen. Und dazu wäre es notwendig, das Ende des Universums zu kennen. Ja, also damit beschäftige ich mich ... oder besser gesagt, wir uns.«

»Hängt das mit den Experimenten zusammen, von denen man befürchtet, sie könnten das Ende der Welt herbeiführen?« Dr. Meißner lachte.

»Ja, genau, ich bin der große Weltenzerstörer.«

»Nun gut, da wir hier sitzen, kann ich wohl davon ausgehen, dass Sie die Welt noch nicht zerstört haben.« Dr. Meißner lachte erneut und nahm einen weiteren Schluck aus dem Glas.

»Falsch«, erwiderte Philippe ernst, »ich habe die Welt, oder besser die Existenz, wie wir sie kennen, bereits einmal, vielleicht sogar mehrmals – und wer weiß? – vielleicht sogar unendliche Male zerstört ... oder besser gesagt, einen Teil davon ... oder unendliche, verschiedene Teile. So genau weiß ich das nicht.«

Daher weht also der Wind, dachte Dr. Meißner. Die simple Arbeitsüberlastung eines kopflastigen Wissenschaftlers verklärt zu einer destruktiven und sehr originellen Untergangsfantasie. Er berechnete die Stundenzahl im Kopf: Für die Behandlung wären mindestens zwanzig, wenn nicht dreißig Stunden Gesprächstherapie vonnöten. Die Gespräche würden nach Schema F ablaufen und so simpel ges-

trickt sein, dass er die Gesprächseröffnungen und -erwiderungen, die Einwände und deren Vorwegnahme schon im Schlaf aufzählen konnte.

Interessanterweise nahmen seiner Erfahrung nach gerade Wissenschaftler immer an, Sonderfälle zu sein, und ließen für sich daher gerne alle möglichen professionellen Expertisen erstellen, solange diese von jemand Promoviertem stammten. Wenn sie doch nur wüssten, wie simpel ihre Probleme waren, verglichen mit denen anderer Patienten, mit den wirklich tragischen Fällen. Wichtig war ab jetzt für Dr. Meißner nur, konzentriert zu bleiben, immer an den richtigen Stellen zu nicken und nachzufragen, wenn es angebracht schien, und bloß nicht einzuschlafen. Heute war wieder ein Tag, an dem er mit seiner Berufswahl haderte, aber zum Glück schien die Sonne, so konnte er zwischen dem nichtssagenden Gesicht seines sprechenden Patienten und dem Blick in den Garten hin- und her wechseln. Dennoch galt es, aufmerksam zu sein, er durfte auf keinen Fall den Eindruck erwecken, sein Interesse sei nur geheuchelt. Wie gut, dass er in der Lage war, jedes sich ankündigende Lachen auf seinem Gesicht in ein politikerhaftes Lächeln zu verwandeln, das nie über die Mundpartien hinausging und ausdrücken sollte: »Hey, ich verstehe dich, du bist okay so, wie du bist.«

»Und was lässt Sie darauf schließen?«, dies war eine offene Frage, die immer zog.

»Das ist schwer zu erklären. Wissen Sie, was Paralleluniversen sind? ... nein, doch? ... Also, wir reden hier nicht von Hokusfokus. Es gibt drei aktuelle

Theorien zu den Paralleluniversen: Ebene eins, zwei und drei. Für mich relevant ist Ebene drei.«

Philippe richtete sich ein wenig auf, man merkte ihm an, wie sehr ihn dieses Thema faszinierte. »Der Mensch, also unsere Realität, kennt drei Dimensionen im Raum: Breite, Tiefe, Höhe und eine vierte Dimension, die der Zeit. Theoretisch – denn was spräche dagegen? Nichts! – könnte es auch mehr Dimensionen geben, die außerhalb unserer Wahrnehmung liegen. Vielleicht sogar unendlich viele.«

»Aha«

»Sagt ihnen das Anthropische Prinzip etwas?«

»Nein«

»Das Anthropische Prinzip besagt im Grunde, dass das Universum notwendigerweise so beschaffen ist, dass es uns, den Menschen, hervorgebracht hat. Logisch, oder? Denn sonst könnten wir hier nicht miteinander sprechen und über die Entstehung des Universums reden. Und da wir nun einmal existieren, sind wir auch die Einzigen, die sich hier und jetzt darüber Gedanken machen können. Was übrigens eine extravagante Umkehrung des Gottesbeweises durch die Existenz der Existenz an sich ist. Nur weil etwas existiert, muss es nicht durch eine höhere Lebensform erschaffen worden sein, es genügt, dass es für sich selbst und durch sich selbst existiert.«

»Ah ja«, Dr. Meißner erhielt eine kostenlose Lektion in Metaphysik, da konnte man schon mal zuhören.

»Es ist also kein Wunder, dass wir existieren ... sondern eine Notwendigkeit. Nur weil wir existie-

ren, existiert das Universum«, lachte Philippe, weil er dieses Bonmot so mochte. »Die Existenz des Menschen schafft die Existenz des Universums.«

»Das ist durchaus interessant«, warf Dr. Meißner ein.

»Neuere Erkenntnisse geben gar Anlass zu der Annahme, dass es unendlich viele Welten geben könnte, in denen die unterschiedlichsten Naturgesetze herrschen. Diese Welten wären natürlich per Definition schon nicht beobachtbar. Denn wie soll man ein Universum beobachten, in dem es zum Beispiel kein Licht gibt? Wir können also nur die Universen wahrnehmen, die unseren Naturgesetzen und Naturkonstanten entsprechen, oder zumindest sehr stark gleichen ... Na ja, es könnte sogar Universen geben, in denen eins plus eins nicht zwei ergibt. In denen also sogar die Gesetze unserer in Stein gemeißelten Logik nicht gelten. Ist das nicht verrückt?«

Oh ja, dachte sich Dr. Meißner, das wird heute leicht verdientes Geld werden. Er wusste, dass er das nicht von seinen Patienten denken durfte, aber er konnte nicht anders. Dieser verführerische, wohlfeile Gedanke schlich sich immer in sein Hirn, sobald ein Patient redete wie ein Wasserfall. Wichtig würde es nur sein, sein Gegenüber zum Ende hin rechtzeitig abzubremesen, ähnlich einer Rakete auf dem Weg zurück zur Erde, damit man am Ziel der fünfundvierzig Minuten nicht vorbeischoss. Und aufpassen, immer aufpassen und zuhören. Der Moment, auf die simple Frage nach der Uhrzeit nicht rechtzeitig und adäquat zu reagieren, wäre schon

sehr peinlich und entlarvend.

»Nun ist vor Kurzem Folgendes passiert, oder wird passieren, oder es passiert gerade wieder oder würde gerade eben wieder passiert sein ... alles äußerst verwirrend, nicht? Ich habe keine Ahnung ... Vielleicht ist es auch nur Zufall. Irgendwo im Universum gibt es bestimmt ganz viele Personen wie mich, denen das nicht passiert ist – nur mir ist es eben passiert. Darum kann ich ihnen davon berichten. Folgendes: Mein Team und ich, aber hauptsächlich wohl ich, haben es geschafft, für einen sehr, sehr kurzen Augenblick, diese Grenze zwischen den Universen aufzulösen. Die Details spielen keine Rolle und wären auch viel zu kompliziert für Menschen, die keinen Nobelpreis in Physik haben. Was wir nicht bedacht hatten – und worüber jetzt jeder Außenstehende denkt: Mann, sind die doof – ist, dass sich dadurch winzig kleine, also im subatomaren Bereich, Berührungspunkte ergaben, zwischen Universen, die sich besser nie begegnen sollten ... Sie verstehen?«

»Natürlich«

»Und diese Berührungspunkte führten zu Konvergenzstrudeln oder auch Phasenverschiebungen in den Naturkonstanten ... stellen Sie sich vor, Sie schicken hier in diesem Zimmer mit der Taschenlampe einen Lichtstrahl los und der endet einfach so im Türrahmen ... oder verwandelt sich in Wasser oder eine Lokomotive ... oder etwas, das sie gar nicht sehen können, da unser Auge Licht zum Sehen benötigt ... Oh, das wird doch komplizierter, als ich dachte.«

Dr. Meißner nickte wohlwollend. »Wichtig ist doch nur, dass Sie es verstehen ...«

»Ja, gut, wenn Sie meinen ... Und dieses Phänomen ...« Er atmete jetzt einmal tief durch und pustete die Luft mit einem schwachen Lächeln aus. »... hat dazu geführt, dass alle beteiligten Realitäten ausgelöscht wurden.«

»Aber wieso sitzen wir dann hier, wenn die Realität ausgelöscht wurde?«, wandte Dr. Meißner ein.

»Eine verdammt interessante Frage. Ich weiß es auch nicht genau. Entweder es passierte noch nicht und es wird wieder passieren oder die Zeit läuft rückwärts. Oder ihre und meine Existenz sind einfach nur zufällige Ausnahmen bei dieser Katastrophe. Oder es ist nicht in unserer Existenz passiert, sondern in einer parallelen.«

»Wenn es nicht in unserer Realität passiert ist, wäre es dann wirklich relevant?«

Auf die Frage zuckte Philippe mit den Schultern.

Dr. Meißner fühlte sich ein klein wenig unruhig. Wenn er eines nicht gebrauchen konnte, dann einen Patienten, der von Angstzuständen getrieben Selbstmord in seiner Praxis begehen würde ... oder gar Amok liefe.

»Und seitdem ... nun, seitdem sehe ich Erscheinungen ... Körper, Dinge, die da sind und auch wieder nicht. Ich sehe sie immer nur ganz kurz. Ich weiß auch nicht, ob man es sehen nennen kann. Manchmal habe ich eher das Gefühl, ein Film würde in meinem Kopf ablaufen, in dem man mir diese Trugbilder vorspielt, und ich wäre halt nur mittendrin.«

Endlich!, dachte Dr. Meißner. Entwarnung, kein Amok. Die Katze ist aus dem Sack, das Pflaster ist abgezogen ... Wahnvorstellungen gepaart mit Weltuntergangsmysen ... wie banal. Er ging im Geiste schnell die verschiedenen Medikamente durch, die er verschreiben konnte. Welches würde helfen? Welches würde nicht helfen? Welches hatte ihm neulich der nette Pharmavertreter noch mal empfohlen? Welches wäre angebracht? Welches hätte die geringsten Nebenwirkungen? Oder war es doch noch zu früh für eine genaue Diagnose? Sollte er es doch erst einmal nur mit einer Gesprächstherapie versuchen? Medikamente wirkten mitunter schnell und boten die Möglichkeit, eine längerfristige Therapiebeziehung aufzubauen. Aber sie konnten andererseits auch mehr Nebenwirkungen mit sich bringen, als gerade noch akzeptabel war.. Verdammt, sollte sich dieser Wirrkopf doch zum Teufel scheren! Er wusste schon, was er zu tun hatte. In diesem Moment verlor Dr. Meißner jegliches Interesse an seinem Patienten und er konzentrierte sich nur noch auf seinen eigenen Atem, um die Zeit herumzukriegen. Einatmen ... halten ... ausatmen ... einatmen ... halten ... ausatmen ...

»Darf ich fragen, ob sie solche ... wie drücke ich es aus? ...« Dr. Meißner wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen. »Haben Sie solche Gedanken, solche Ängste schon früher in ihrem Leben gehabt?«

»Nein, ich denke nicht«, antwortete Philippe.

Die Frage nach Drogen erübrigte sich. Dr. Meißner sah es seinem Gegenüber an, dass dieser die letzten fünfzig Jahre zufällig das Leben eines Aske-

ten geführt hatte. Seiner fahlen Gesichtshaut nach zu urteilen litt er höchstens an einem Vitamin-D--Mangel.

Und wieder schlich sich ein ungebührlicher Gedanke in Dr. Meißners Kopf: ein verrückter Wissenschaftler. Hoffentlich würde er nicht die Welt vernichten wollen. Oh Gott, seiner eigenen Aussage nach hatte er das ja schon, oder würde es noch, oder einer, der so aussah wie er, hatte es schon getan ... diese Verrückten, warum ließen sie einen nicht in Ruhe?! Stimmt ... du bist ja Irrenarzt ... Dr. Meißner seufzte, was zum Glück unbemerkt blieb. Und was sollte er nochmal seiner Frau mitbringen? Er hatte es vergessen. Hätte er es sich doch nur aufgeschrieben. Gott, wie genervt er war. Dr. Meißner fühlte den Beginn heftiger Kopfschmerzen.

»Und ich sehe nicht nur«, bei dem Wort *sehe* malte Philippe Führungsstriche in die Luft. »Ich höre, rieche, schmecke Dinge, die gar nicht da sein können. Und ich kann sogar Gedanken lesen. Zumindest kommt es mir so vor. Die Personen bewegen dabei ja nicht ihre Lippen, daher kann ich nie sicher sein, ob ich wirklich ihre Gedanken wahrnehme.« Wieder machte er die Führungsstriche. »Vielleicht sind es ja nur Echos aus einem unendlichen Hilbert-Raum. Und ich bin der Einzige, der sie mitbekommt.«

Ui, ein Gedankenleser, dachte Dr. Meißner, die mochte er am liebsten. Seltsam nur, dass sie niemals seine Gedanken während der Gespräche lesen konnten, sie wären sicher entsetzt. Wieder musste er ein kleines Auflachen runterschlucken. Er

schaute zur Uhr über der Tür. Noch fünf Minuten. Die Zeit dehnte sich. Aber jetzt wollte er zum Schluss kommen.

»Einverstanden, ich würde sagen, wir behalten das im Hinterkopf.« Dr. Meißner griff sich sein in Leder gebundenes Notizbuch, das er auch als Terminkalender verwendete. »Ich sehe, wir haben bereits vier weitere Termine vereinbart. Alles prima. Es war ein interessantes Gespräch. Ich möchte, dass wir uns jetzt noch ein, zwei Minuten still hinsetzen und durchatmen, ein wenig versuchen, die Last abzulegen, und uns daran erinnern, dass wir alle nur Menschen sind, und Menschen sind bekanntlich ... fehlbar, nicht war?«

Daraufhin schloss Dr. Meißner die Augen und nahm an, dass sein Patient es ebenso tat. Er streckte sich und atmete laut und methodisch mehrmals ein und aus. Nur noch wenige Sekunden, dann war der Arbeitstag für heute endlich beendet.

»Wie fühlen Sie sich jetzt?« fragte er abschließend.

»Ich weiß nicht. Irgendwie so wie vorher auch ...«

»Nun gut, ich freue mich schon auf unser nächstes Gespräch.«

Dr. Meißner geleitete seinen Patienten persönlich aus der kleinen Ein-Mann-Praxis. »Wir sehen uns dann nächste Woche«, sagte er und streckte die Hand aus, die sein Gegenüber warm und herzlich ergriff.

»Wissen Sie was, Doktor, es hat mir schon gut getan, mit ihnen zu sprechen.«

»Das freut mich. Also, bis dahin ...«

Und gerade, als sich Dr. Meißner schon aus dem Handschlag lösen wollte, sagte Philippe: »Aber wissen Sie, Dr., wenn Sie sich nicht merken können, was Sie ihrer Frau mitbringen sollen, warum notieren Sie es sich nicht einfach? ... Wir sehen uns dann nächste Woche.«

Das weitere Verlagsprogramm

Edgar Allan Poe - Gesammelte Werke

Die umfassendste digitale Sammlung zum Werk.
Über 1000 Seiten.
null-papier.de/71

Karl May - Durch die Wüste

Kommentierte, vergleichende Ausgabe in Neuer
Deutscher Rechtschreibung. Dieser Band bildet den
Auftakt zum sechsbändigen „Orientzyklus“.
null-papier.de/351

Henry Rider Haggard - Quatermain und das Elfen- beinkind

Ein spannender Afrikaroman, der die um den rätsel-
haften, unbekanntem Schwarzen Kontinent ranken-
den Fantasien des viktorianischen Zeitalters wider-
spiegelt. Afrika war der Kontinent, den es zu erfor-
schen galt - ein unentdecktes Land voller
Abenteuer und Gefahren, vom Kilimandscharo bis
zu den Quellen des Nils.
null-papier.de/421

W. K. Bell - Der seltsame Milliardär

Ein gesunkener Dampfer - Havarie oder Anschlag?
Geborgene Goldbarren, ein seltsamer Pensionsgast,

der sich als Milliardär ausgibt und offensichtlich seine alten Kumpane fürchtet. Die Orte dieser spannenden Räuberpistole sind eine verlassene Insel im Golf von Mexiko und Berlin.

null-papier.de/442

Walter Serner – Die Tigerin

Das Paris der 1920er: Fec, der kleine Gelegenheitsgauner und Bichette, die bessere Nutte, tun sich zur Zweckgemeinschaft zusammen; alles ist erlaubt, einzige Bedingung: Die Liebe darf beiden nicht dazwischenfunken.

null-papier.de/445

Arnold Alexander Benjamin – Nord-Nordwest mit halber Kraft

Ein spannender Schiffskrimi aus den Dreißigerjahren um Devisenbetrug, Diamantenschmuggel und Spionage.

null-papier.de/447

NEWSLETTER: NULL-PAPIER.DE/NEWSLETTER